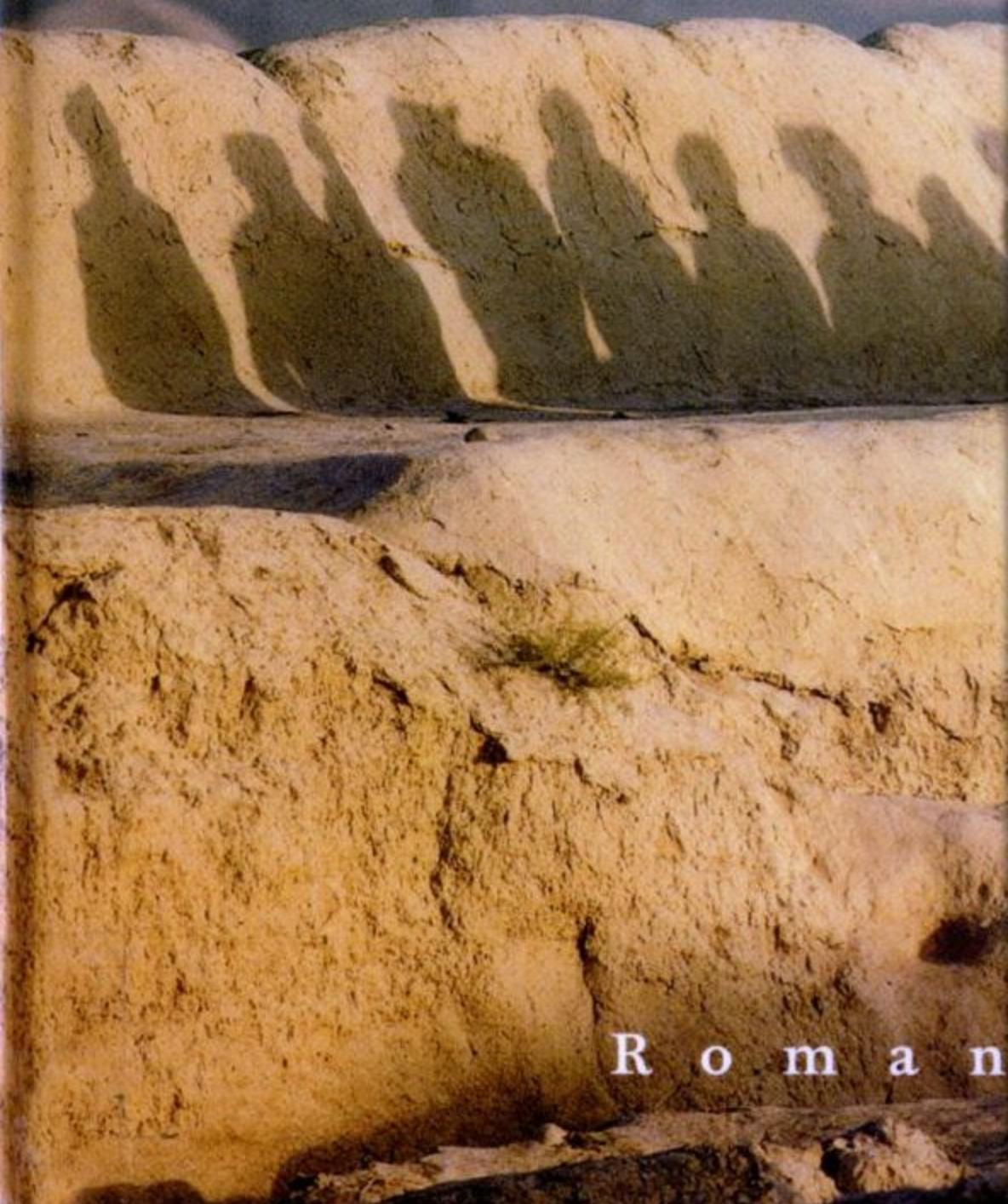


Michael Lüders

Der Verrat



Roman

Michael Lüders

Der Verrat

Roman

Arche

Copyright © 2005 by Arche Verlag AG, Zürich-Hamburg
Alle Rechte vorbehalten



Umschlag: Max Bartholl, Frankfurt am Main
Umschlagfoto © Roland und Sabrina Michaud / Agentur Focus
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-7160-2339-6

Er hätte nein sagen sollen. Das ahnt Ralf Horenburg, Anfang Vierzig, Islam-Beobachter im Auswärtigen Amt mit panischer Angst vor Tauben, sofort, als er in Peshawar landet.

Wie soll er hier, in den engen Gassen des Basarviertels, auf den staubigen Pisten nach Dschalalabad oder in den endlosen Weiten des Hindukusch, seinen Auftrag erfüllen? Einen entführten Geschäftsmann finden und die 80 Millionen Dollar, die mit ihm verschwunden sind, abgehoben von Konten der deutschen und amerikanischen Geheimdienste?

Doch dann gerät Ralf Horenburg selbst in einen schrecklichen Verdacht. Und seine ganze Hoffnung richtet sich auf drei Menschen: auf Pervez, seinen Freund von der pakistanischen Nachrichtenagentur, auf Jonathan Kramer, den CNN-Journalisten, und auf Jennifer Sherman, die Amerikanerin mit dem offenen Blick. Werden sie ihm helfen?

Mit faszinierender Detailfreudigkeit, intelligentem Witz und mit atemberaubender Spannung erzählt Michael Lüders die Geschichte eines Mannes, der ungewollt in eine ausweglose Situation gerät.

Michael Lüders, geb. 1959 in Bremen, fand seinen Weg als Erzähler über den Journalismus. Nach Hörspielen, Sachbüchern und Dokumentarfilmen interessiert er sich in seiner Prosa vor allem für Menschen, die schicksalhaft in eine ausweglose Situation geraten.

1

Es war ein ganz normaler, gewöhnlicher Tag, der mich in den Abgrund zog. Die Taube allerdings, die über mir kreiste und mich zu beobachten schien, hätte mir eine Warnung sein müssen.

Ich reagierte allergisch auf Tauben, panisch geradezu, eine tiefe Angst befällt mich, wenn ich sie nur sehe. Als die Taube in mein Bewußtsein drang, versuchte ich, sie zu verscheuchen. Ich schlug mit meinem linken Arm, die Faust geballt, in die Luft und machte drohende Geräusche. Sollte die Taube zur Kenntnis genommen haben, was ich von ihr hielt, reagierte sie erstaunlich gelassen und souverän. Ungerührt folgte sie mir mit leichtem Flügelschlag. Wie zum Hohn überholte sie mich sogar, als ich an Tempo zulegte, getrieben von dem Wunsch, diesem Menetekel zu entfliehen.

Nervös lenkte ich mein Fahrrad an das Geländer der Moltke-Brücke, die von Alt-Moabit zum Kanzleramt führt. Ein flaches, gläsernes Boot mit Touristen warf lange, ruhige Wellen auf der Spree, bis sie an der Ufermauer brachen und sich gegenseitig erschlugen. Vorsichtig drehte ich mich um, in Richtung Lehrter Bahnhof, und da war sie wieder. Die Taube lauerte auf dem Brückengeländer der anderen Straßenseite, blähte gurrend ihr Gefieder und ließ mich nicht aus den Augen. So jedenfalls kam es mir vor.

Vielleicht war sie eine verwunschene Prinzessin, die auf den erlösenden Kuß hoffte? Da war sie bei mir an den Falschen geraten. Ich würde ihr den Hals umdrehen, mehr nicht. Und wenn sie gekommen war, mich zu warnen, ich aber ihre

Botschaft nicht verstand? Oft denke ich darüber nach – eine versäumte Gelegenheit, meinem Schicksal zu entrinnen.

Tauben, überall Tauben! Auf allen Straßen und Plätzen in Berlin sah ich ihren höhnischen Blick, sofern sie mich nicht unverhohlen mit ihrem Auswurf bombardierten. Mein Vater wußte mir ganze Häuser zu zeigen, in denen sich Tauben eingenistet und zu wahren Herrschern aufgeschwungen hatten, vom Dach bis in die unteren Etagen – hämisch allen Versuchen trotzend, sie mit Gift oder Chemikalien zu beseitigen oder wenigstens zu sterilisieren. Gelang es, eine zu töten, waren am nächsten Tag zehn neue da: Mudschahidin aus der Unterwelt, immer zum Martyrium bereit.

Nichts konnte meinen Vater mehr aufregen »als die Dummheit der Leute, die diese Viecher füttern, weil sie glauben, damit ein gutes Werk zu tun«. Gern erzählte er Mutter und mir die immer gleiche, grausame Geschichte. Wie die Polizei die Wohnung einer alten Frau in der Kantstraße aufbrach, die schon Monate zuvor verstorben war, ohne daß sie jemand vermißt hätte. Die Leiche der Frau, auf dem Sofa liegend, war nur noch ein Skelett, und dort, wo einmal ihr Bauch war, entdeckten die Beamten ein Taubennest. Eine zerbrochene Fensterscheibe in der Küche war irgendwann durch Plastikfolie ersetzt worden. Hier hatten die Tauben ihren Weg gefunden.

Mein Vater liebte diese Geschichte, auch in Kairo kannte sie bald jeder. Eigentlich war er Architekt, aber eine Reihe von Zufällen führte ihn in die Politik. Lange Jahre war er Baustadtrat in Charlottenburg. In den siebziger Jahren stieg er auf zum Innensenator von Berlin. Meine Eltern waren glücklich und stolz. Mir gefielen die Empfänge, zu denen sie mich mitnahmen. Leider war ich damals sehr schüchtern, aber manchmal wurde ich nach vorn geschoben und mußte Hände

schütteln. Von Willy Brandt zum Beispiel oder Queen Elizabeth.

Die Tragödie unserer Familie begann, als mein Vater den Tauben den Krieg erklärte. Er wollte ihre Population in Berlin, in Westberlin natürlich, um mindestens die Hälfte verringern. Eine Sondereinheit der Polizei erhielt den Auftrag, mit Schrotgewehren auf Taubenjagd zu gehen. Sie erlegte mehrere hundert Tiere, mein Vater ließ sich mit den erfolgreichsten Schützen fotografieren und sorgte dafür, daß sie befördert wurden. Doch dieselben Bilder, die meinen Vater begeisterten, sorgten in der Öffentlichkeit für Unruhe und Aufregung. Den mit zitternder Hand geschriebenen Protestbriefen in Sütterlin folgte wenig später, von den Medien orchestriert, eine stetig anschwellende Woge aus Empörung, Abscheu und Wut. Wie ein Mann stand die Bevölkerung hinter der geschundenen Taubenkreatur und setzte meinen Vater unter Druck. Den Dolchstoß aber gab ihm sein größter Widersacher. Nachdem der Senator für Wirtschaft in einem Interview erklärt hatte, mein Vater habe gegen geltendes Recht verstoßen, die Taubenjagd falle allein in sein Ressort, ihn schließlich eine Boulevardzeitung den »Eichmann der Lüfte« genannt hatte, war mein Vater politisch nicht mehr zu halten und trat von seinem Amt zurück.

Er suchte neue Aufgaben, doch ohne Erfolg. Mit Hilfe eines Freundes im Auswärtigen Amt erhielt er schließlich ein Angebot aus Ägypten. Er sollte die Bauleitung für mehrere Wohnviertel in Kairo übernehmen, am Rande der Wüste. Mein Vater war dankbar für die Herausforderung, wieder als Architekt arbeiten zu können. Wir zogen in die ägyptische Hauptstadt, wo ich die Deutsche Schule besuchte. Meine Mutter aber fühlte sich unwohl. Sie mochte die Menschen nicht, die Hitze, den Lärm. Sie sehnte sich nach den glanzvollen Augenblicken, die sie in Berlin erlebt hatte, Seite

an Seite mit der britischen Königin. Sie trennte sich von meinem Vater und ging zurück nach Deutschland. Dort lernte sie einen windigen Makler kennen, mit dem sie zusammenziehen wollte. Auf der Autobahn Frankfurt-Hannover, in Höhe der Abfahrt Kassel-Ost, verlor dieser Mann die Kontrolle über sein Fahrzeug, das die Leitplanke rammte und sich überschlug. Meine Mutter, die neben ihm saß, war auf der Stelle tot, ihr Begleiter blieb nahezu unverletzt.

Die Traurigkeit, die meinen Vater daraufhin überfiel, ist kaum in Worte zu fassen. Er war wie ein Kind, das hilflos durch die Straßen irrt. Die Ägypter schätzten seine Arbeit. Ein Foto zeigt ihn neben Präsident Sadat. Mein Vater blickt ausdruckslos in die Kamera, während Sadat eine überdimensionale Torte anschneidet. Die zahlreich anwesenden Gäste lächeln und applaudieren. Wenig später war auch mein Vater tot. Man fand seine Leiche im Mittelmeer, vor Alexandria. Sein Segelboot war gekentert. Ein Unfall, so hieß es im Abschlußbericht. Ich aber wußte, daß es keiner war.

Ich war gerade neunzehn geworden, hatte mein Abitur an der Deutschen Schule bestanden und fühlte mich wie der Heilige Christophorus, der das Gewicht der ganzen Welt auf seinen Schultern trug.

Ich muß gestehen, daß es mir kaum je gelungen ist, Wurzeln zu schlagen. Es widerstrebt mir, erwachsen zu werden. Weder konnte ich lieben, noch gelang es mir, mein Glück zu finden. Wenn ich zum Beispiel auf der Straße, im Flugzeug oder im Café eine Frau sah, von der ich mich angezogen fühlte, fiel mir als erstes auf, was an ihr besonders war – sagen wir: ein Muttermal. Die Frau mochte noch so schön sein, selbstbewußt, intelligent, mich beschäftigte in dem Augenblick nur ihr Muttermal. Ich stellte mir vor, wie sie als Mädchen diesem Muttermal erstmals bewußt ins Auge blickte. Was mag sie gefühlt, gedacht haben? Hatte sie den Eindruck, einen Makel zu haben, einen Fehler? Wurde sie verspottet? In dem Fall verspürte ich den dringenden Wunsch, dieser Frau zu sagen, daß ich sie bewunderte wegen ihres Mutes, das Muttermal nicht unter einer Schicht von Kosmetik zu begraben oder gar entfernen zu lassen. Weiter würde ich sie fragen, was Glück für sie bedeute. Ob sie mir zustimme, daß Glück nur selten von Menschen empfunden werde, die sich für makellos hielten? Daß umgekehrt ein Gefühl von Scham oder Schuld, auch ein erhöhtes Maß an Feinsinnigkeit, keinerlei Garantie seien, das eigene Glück tatsächlich zu finden?

Ich gebe zu, das alles war merkwürdig. Ein Leben ohne Zweifel gab es für mich nicht. Manchmal flüchtete ich mich in Affären, ohne mir Namen oder Gesichter zu merken.

Ich muß wohl kaum betonen, daß ich für eine normale Karriere, eine gesunde berufliche Laufbahn mit jährlichen Gehaltserhöhungen, Krankentagegeld und Urlaubsanspruch nicht geeignet war. Meine eigene Unfähigkeit, im Leben zu

bestehen, kam mich auch in beruflicher Hinsicht teuer zu stehen.

Insofern war der 11. September 2001 für mich ein kolossaler Glücksfall, ein Geschenk des Himmels geradezu. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich bin kein Zyniker. Aber nach den Terroranschlägen suchte man in Deutschland, Europa und natürlich in den Vereinigten Staaten händeringend nach Leuten, die sich in der islamischen Welt auskannten und nach Möglichkeit auch Arabisch oder eine andere nützliche Sprache beherrschten. Zum erstenmal gehörte ich dazu. Noch nie ging es mir so gut. Ich hatte das Gefühl, die losen Enden meines Lebens in Händen zu halten und sie in aller Ruhe ordnen und sortieren zu können. Ich war Ende Dreißig und wurde Islam-Beobachter im Auswärtigen Amt.

Ich reiste in verschiedene arabische und islamische Staaten, verfaßte Berichte über radikale Islamisten, zu denen ich enge Kontakte unterhielt. Ich gehörte zu den Guten und beschäftigte mich täglich mit den Bösen. So sah es aus. Als deutsche Touristen in Algerien entführt wurden, gehörte ich zu den Unterhändlern, die über ihre Freilassung verhandelten. Ich war gewissermaßen die Geheimwaffe im Referat 160, einer von etwa siebzig Mitarbeitern, allesamt Islam-Beobachter. Arabisch sprachen die meisten, darin unterschied ich mich nicht. Aber im Gegensatz zu meinen Kollegen hatte ich nicht vor, eine Diplomatenlaufbahn einzuschlagen. Ich sah meine Tätigkeit als Experiment an, ob ich zu etwas nützlich wäre. Ich hatte ein paar gute Ideen, und ich sagte, was ich dachte, ohne falsche Rücksichtnahme. Die Verantwortlichen im Auswärtigen Amt erkannten, daß meine unkonventionelle Art zwar gelegentlich Anstoß erregte, ich aber vor Ort gut einzusetzen war, als eine Art Ein-Mann-Bodentruppe. Auch deswegen, weil ich die Denkweise von islamischen Fundamentalisten verstand. Ihre große Wut, ihren verletzten

Stolz, ihren fanatischen Haß, der sich schnell legte, wenn man mit ihnen Tee trank und sagte: »Ihr habt ja recht. Aber nun laßt uns eine Lösung finden, in Allahs Namen.«

Ich war ein Grenzgänger und ging manchmal große Risiken ein. Dabei war ich nicht leichtsinnig. Lange Zeit verließ ich mich auf mein Bauchgefühl. Wenn ich den Eindruck gewann, eine Situation könnte außer Kontrolle geraten, mied ich sie. Mit dieser Strategie hatte ich insgesamt gute Erfahrungen gemacht.

Im Süden Algeriens, in den endlosen Weiten des Hoggar-Gebirges, wo ich nach tagelangen Fußmärschen in Begleitung eines Tuareg bei den Geiselnehmern eintraf, schoß der Anführer zur Begrüßung auf mich. Die Kugeln schlugen kurz vor meinen Füßen ein. Ich war so müde und erschöpft, daß ich überhaupt nicht registrierte, was da geschah. Als ich es begriffen hatte, war der Vorfall längst beendet, und aus der Sicht des Anführers hatte ich die Mutprobe bestanden. Er hatte in Paris studiert und fragte mich, ob es in Deutschland je wieder einen Regisseur wie Rainer Werner Fassbinder gegeben habe. Wir unterhielten uns über Fragen der Kulturförderung in Deutschland und Frankreich, die Vor- und Nachteile des zentralistischen Staates und natürlich über die Brutalität der algerischen Armee, die seine gesamte Familie im Schlaf erschossen hatte, in einem Vorort von Algier. Danach war er in den Untergrund gegangen, obwohl er beste Aussichten hatte, an der Universität Karriere zu machen.

Ich glaube, es sind immer Zufälle, manchmal unerklärliche Launen des Schicksals, die über das eigene Leben entscheiden. Aus seiner Sicht hatte der Geiselnehmer das Richtige getan, auch wenn jetzt Unschuldige den Preis zahlten. Zwanzig Deutsche waren in der Gewalt seiner Gruppe, fünf Österreicher und zwei Schweizer. Ich sagte zu ihm, für die Deutschen könne ich ihm eine Million Euro bieten. Wir verhandelten den

ganzen Tag, häufig unterbrochen von Diskussionen über Kino und Literatur, immer dann, wenn wir nicht weiterwußten. Vor allem beschäftigte ihn die Frage von Moral und Widerstand. Spät in der Nacht einigten wir uns auf drei Millionen, einschließlich der Österreicher und Schweizer. Dann allerdings lächelte mein Gegenüber, sonnengegerbt und mit verfilztem Haar – ein wenig hat er mich an Bob Marley erinnert –, und machte den folgenden Vorschlag: Für jede Geisel, die ich erschießen würde, könnte er mir hunderttausend Euro erlassen. Ich sagte, ich sei bereit, sämtliche Geiseln zu erschießen, würde dann aber die drei Millionen für mich behalten. Meine Antwort gefiel ihm, und wir verständigten uns auf zwei Millionen für alle, lebend.

Im Auswärtigen Amt war ich ein Held. Wenn ich einen Vorschlag machte, wurde er angenommen. Ich hatte Narrenfreiheit. Die Referatsleiter schätzten und respektierten mich, auch wenn sie mir vermutlich mißtrauten und mich für eine Zeitbombe hielten, die irgendwann an falscher Stelle explodieren mußte. In gewisser Weise sollten sie recht behalten.

An diesem Tag nun, der mich in den Abgrund zog, hatte ich einen Anruf von einem der Referatsleiter erhalten. Er bestellte mich zu einem Gespräch, an dem auch jeweils ein Vertreter des Bundesnachrichtendienstes und der amerikanischen Botschaft teilnehmen würden. Nicht diese Mitteilung irritierte mich, es war eher sein Tonfall. Als fühlte er sich selber nicht wohl bei dem Gedanken, mich zu diesem Treffen zu bestellen. Ich begab mich in den Rathenau-Saal des Auswärtigen Amtes, der eigentlich ein Tagungsraum war, holzgetäfelt und ein wenig düster. Mich wunderte, daß wir uns nicht im Büro des Diplomaten trafen. Selbstredend war das kein Zufall. Offiziell hat diese Unterredung nie stattgefunden, wie ich heute weiß. Der Referatsleiter kam in Begleitung der beiden genannten Herren und schloß die Tür. Eine wahrhaft intime Runde in einem Saal, der ohne weiteres fünfzig und mehr Personen fassen konnte. Der Amerikaner reichte mir die Hand und stellte sich als »Johnson« vor, aber ich denke, er hätte auch Goofy oder Snoopy sagen können. Er gab sich jovial und verbindlich, während der Mann vom Bundesnachrichtendienst seinen Namen so undeutlich aussprach, daß er unmöglich zu verstehen war.

Der Referatsleiter sagte während der gesamten Unterredung kein Wort. Ich spürte, daß er mit dem Projekt nicht einverstanden war, doch vermutlich gab es eine Weisung von oben. Zunächst trug der BND-Mann sein Anliegen vor, ein Mittfünfziger, dessen Glatze nur noch am Hinterkopf von einem dünnen Haarsaum begrenzt wurde. Er trug ein dunkelblaues Marine-Sakko und eine graue Flanellhose. Auf

der Straße hätte man ihn übersehen, weil er so farblos war. Allerdings sprach er mit großer Beflissenheit, ein Datensammler und Pedant, der für seine Aufgabe zu leben schien. Sein Ehering schnitt tief in das Fleisch des Ringfingers ein, und ich verspürte großen Widerwillen, mir seine Frau vorzustellen oder ihr gemeinsames Leben. Sein Auftreten hatte etwas – Unerbittliches. Bei Menschen wie ihm habe ich immer das ungute Gefühl, sie würden ohne weiteres auch Deportationszüge zusammenstellen. Während er redete, zeigte er mir mehrere Fotos des Mannes, um den es ging. Karl Wiedemann, ein Unternehmer aus Hamburg, der mit Edelsteinen und Teppichen handelte und regelmäßig nach Pakistan und Afghanistan reiste, wo er seine Waren in großen Mengen einkaufte. Aber nicht nur das. Er war einer der wichtigsten Informanten des BND in der Region. Als Geschäftsmann konnte er Kontakte in jede Richtung unterhalten, ohne Mißtrauen zu erregen. Wiedemann bestand jedoch darauf, daß der BND seine Einkäufe zu einem nicht unerheblichen Teil finanzierte. Nach dem 11. September erhielt er sogar eine Vollmacht über mehrere BND-Konten im In- und Ausland, um seine Rolle als millionenschwerer Unternehmer überzeugend spielen zu können.

An dieser Stelle meldete sich Johnson zu Wort, eine Lichtgestalt, gemessen an seinem Vorredner. Er hatte ein markantes, fast eckiges Gesicht, wie aus einem Film von Leni Riefenstahl. Der germanische Held im Olympiastadion, Nahaufnahme. Er war Mitte Dreißig, und sein Habitus schwankte zwischen Gelassenheit und Arroganz. Er wirkte eher drahtig als muskulös, ein leidenschaftlicher Basketballspieler, wie er beiläufig erwähnte. Nur sein Dauerlächeln irritierte mich, dieses eingebrennte *great to be here*, die Freundlichkeit des Heckenschützen im Blumenladen,

nachdem er die Tochter des Inhabers tags zuvor versehentlich erschossen hat.

Johnson erklärte, Wiedemann sei auch von den Amerikanern angeworben worden. Nachdem mehrere Führungskader von Al-Kaida aufgrund seiner Hinweise in Pakistan verhaftet werden konnten, erhielt er den Code für die entsprechenden Sonderkonten aus Washington. Das Problem sei nun, und gleich mehrere Falten legten sich auf seine Stirn, daß Wiedemann verschwunden sei, seit fast drei Monaten schon. Das letzte Mal sei er in Peshawar gesehen worden, im Norden Pakistans. Dort verlören sich seine Spuren. Ist er entführt worden, abgetaucht, hat er die Seiten gewechselt? Niemand wisse, was geschehen sei. Mit großer Wahrscheinlichkeit aber sei er noch am Leben. Denn sowohl die amerikanischen wie auch die deutschen Konten, auf die Wiedemann Zugriff habe, seien bis vor zwei Wochen nacheinander leergeräumt worden. Kontobewegungen würden ausschließlich über das Internet erfolgen. Die Sicherheitsstandards seien hoch, es gebe mehrere Paßwörter. Auch biometrische Daten müßten mit Hilfe eines Scanners eingegeben werden. Da aber die Gelder nicht auf einen Schlag abgebucht worden seien, habe zunächst niemand Verdacht geschöpft.

Und dann war es zu spät. Wiedemann – oder ein anderer, der ihn mißbrauchte – hatte über achtzig Millionen Dollar abgehoben.

Ich fragte nach, ob ich mich verhört hätte, aber das war nicht der Fall. Es blieb dabei: achtzig Millionen Dollar. Schwerer noch wog allerdings, daß Wiedemann die wichtigsten Agenten und ihre Kontaktleute in Pakistan und Afghanistan kannte, sowohl der deutschen wie auch der amerikanischen Seite. Sollte er Al-Kaida in die Hände gefallen sein, wäre Wiedemann ein Sprengsatz, der jederzeit hochgehen könne.

Noch so einer, dachte ich im stillen.

»Finden Sie Wiedemann«, sagte Johnson, und der Mann vom Bundesnachrichtendienst nickte teilnahmslos. »Sie haben freie Hand. Holen Sie den Burschen da raus. Sollte er sich weigern mitzugehen, werden wir ihn ausschalten.«

Ich habe mir die Entscheidung nicht leichtgemacht. Mein Verstand sagte nein, bis zuletzt.

Als das Flugzeug zur Landung ansetzte, lag die Stadt wie ein Versprechen unter mir. Offen und blutig, eine gefräßige Pflanze. Vor dem Flughafengebäude standen Panzer und Flugabwehrgeschütze. Es war sehr kalt, und die Nebel, die wie ein Wachstuch Täler und Berge überzogen hatten, nur gelegentlich unterbrochen von flackernden Lichtern, lösten sich am Boden in der aufgehenden Sonne auf. Peshawar roch wie alle Städte des Orients. Nach Geheimnis und Verrat, Blüte und Vergänglichkeit. Ein Fahrer holte mich ab und fuhr mich schweigend ins Hotel. Die Straße, die in die Innenstadt führte, war zu beiden Seiten von hohen Mauern gesäumt. Sie wurden nahtlos von zerfallenden Bauten abgelöst, auf deren Baikonen Bäume wuchsen. In mehreren dieser Häuser sah ich Männer sitzen, mit krummen Rücken über Nähmaschinen gebeugt. Überall wurde Müll verbrannt. Schwürende Fäulnis, im nächsten Augenblick der Duft von Jasmin und aufgeplatzten Feigen. Ich hörte Zikaden und den melancholischen Gebetsruf eines Muezzin, doch als wir uns dem Basarviertel näherten, gab es nur noch eine Kakophonie aus Menschen und Verkehr.

Ich wohnte im Greens Hotel, wo ich auch im Jahr zuvor abgestiegen war, als Islam-Beobachter. Es erinnerte an eine alte Karawanserei. Um den großen, überdachten Innenhof waren auf mehreren Etagen einfach ausgestattete Zimmer angelegt, die Telefone funktionierten nicht immer, und heißes Wasser war selten. Im China Friendship Restaurant, das den größeren Teil des düsteren, schlecht beleuchteten Innenhofs einnahm, saßen einige Pakistani und Ausländer beim Frühstück. Der Mann an der Rezeption begrüßte mich

überschwenglich und behauptete, er würde mich wiedererkennen. Ich war ihm dankbar, daß er ein Zimmer für mich freigehalten hatte. Alle Hotels in Peshawar waren ausgebucht. Viele Hilfsorganisationen für Afghanistan nutzten die Stadt als Basis, auch zahlreiche Journalisten hatten sich eingefunden. Seit amerikanische Militärs das einzige Luxushotel, das Pearl Continental, vor einigen Wochen mehr oder weniger requirierte hatten, machten Gerüchte über einen größeren Schlag gegen die Taliban die Runde. Sie hatten in mehreren Landesteilen Afghanistans erneut die Macht übernommen, vor allem im Süden und Osten. Von Peshawar bis zur Grenze sind es gerade sechzig Kilometer.

Ich rief Pervez auf seinem Mobiltelefon an. Er war schon unterwegs ins Hotel. Wir hatten uns bei meinem letzten Besuch kennengelernt, im Büro der pakistanischen Nachrichtenagentur, für die er arbeitete. Das Büro bestand aus einem kleinen Zimmer in einem Hinterhof, das sich mehrere Mitarbeiter teilten. Pervez' höfliche und zurückhaltende Art war mir angenehm aufgefallen. Vor allem aber zeigte er sich bestens informiert über die islamischen Gruppen in der Region. Ich mochte ihn und bemühte mich um seine Freundschaft. Pervez jedoch hielt Distanz. Er war verbindlich, zuverlässig und verschlossen. Persönliche Fragen ließ er nicht zu. Ich hatte keine Ahnung, was er von mir dachte. Ob ich für ihn ein Auftraggeber war oder ein Gleichgesinnter.

Pervez begrüßte mich kurz in der Lobby des Greens und schlug vor, daß wir woanders hingen. Ständig war er auf der Flucht. Immer sah er unbekannte Mächte im Spiel. Er glaubte an Verschwörungstheorien. Daran, daß ständig irgendwelche geheimen Gruppen Krieg führten, aus Machthunger oder Geldgier. Und er hatte Angst, in deren Visier zu geraten, mit einer Kugel im Kopf zu enden, wie so viele seiner pakistanischen Kollegen.

Pervez führte mich zu einer Teestube ein paar Straßen weiter, mitten im Basar der Tuchhändler. In dieser Gegend waren wir die einzigen, die keinen Vollbart trugen. Mit leiser Stimme erzählte er, was er über Karl Wiedemann herausgefunden hatte, den Hamburger aus der Schattenwelt. Die wichtigste Information war gerade zehn Tage alt und schien zu beweisen, daß Wiedemann lebte. Demnach hatte er bei einem Juwelier in der Saddar Road, der kilometerlangen Hauptstraße im Basarviertel, an der auch das Greens Hotel lag, einen ganzen Koffer mit afghanischen Lapislazuli abgeholt. Der blaue »Stein des Himmels« war sehr wertvoll, soviel wußte ich. Schon im alten Ägypten ließen die Pharaonen daraus Grabmasken und Schmuck herstellen, und Kleopatra gefiel es, ihre Augenlider mit dem feingemahlenen Pulver zu schminken. Pervez hatte keinen Zweifel, daß Wiedemann der Kunde war. So viele blonde Europäer oder Amerikaner gebe es nicht in Peshawar. Außerdem erkannte der Händler Wiedemann auf dem Foto wieder, das ich Pervez gemailt hatte.

Ich war nichts ohne Pervez. Er war mein Auge und meine rechte Hand. Über seine Kontakte würde ein Ausländer nie verfügen. Daher mußte er sich nicht übermäßig anstrengen, um Wiedemann auf die Spur zu kommen. Das amerikanische Konsulat in Peshawar zählte über hundert Mitarbeiter. Kaum vorzustellen, daß der blonde Wiedemann durch die Stadt lief und niemand dort Alarm schlug. Diese Überlegung beunruhigte mich. Mehr noch, ich spürte, wie ich nervös wurde. Irgend etwas war faul.

Jennifer Sherman lernte ich im China Friendship Restaurant kennen. Es war kein Tisch mehr frei, und sie setzte sich mir gegenüber. »Darf ich?« fragte sie, und noch im selben Augenblick war mir klar, daß wir miteinander schlafen

würden. Ihr klarer, offener Blick, der eine tiefe Verletzlichkeit erkennen ließ, weckte in mir Sehnsucht und Begierde, und gleichzeitig spürte ich, daß wir Seelenverwandte waren. Sie sei aus Washington und arbeite für Freedom House, eine amerikanische Hilfsorganisation für Demokratie und Menschenrechte. »Wir räumen die Trümmer der Marines beiseite«, sagte sie lächelnd, und mir gefiel ihre Ironie.

Nach dem Essen gingen wir auf ihr Zimmer. Der Vorschlag kam von ihr. Offenbar empfand sie wie ich. Wir rissen uns die Kleider vom Leib, und ich drang in sie ein, als sie mit dem Rücken auf das Bett fiel. Danach ließen wir uns Zeit. Es war still geworden im Hotel. Jennifer strich mit dem Zeigefinger über mein Gesicht. Sie wollte, daß ich ihr von mir erzählte, aber ich machte es kurz. Erwähnte die Tauben und Kairo und meine Jahre der Unruhe. Nicht zu wissen, wohin. »Ja«, sagte sie. *»Know what you mean.«*

Dann erzählte sie ihre Geschichte. Wie ihr Vater seinen gutbezahlten Job als Abteilungsleiter in einer Versicherungsgesellschaft kündigte und seiner Familie mitteilte, er werde sich scheiden lassen. Da war sie fünfzehn. Kurz darauf verließ er Washington und zog in ein Reservat der Navajo-Indianer in Arizona, wo der gelernte Ethnologe eine dreibändige Studie über schamanistische Rituale verfaßte. Nachdem der dritte Band erschienen war, nahm sich ihre Mutter das Leben. Seither hat Jennifer keinen Kontakt mehr zu ihrem Vater, auch nicht zu ihrem Bruder. Jeff ist ein erfolgreicher Jurist in Atlanta, Georgia, und Vorstandsmitglied der National Rifle Association, der amerikanischen Waffenlobby. Jennifer besaß eine kleine Wohnung in Washington, in der Nähe des Dupont Circle, lebte aber seit Jahren in Afrika und Asien.

Jennifer baute sich ein Nest in meinen Armen. Der langsam rotierende Deckenventilator tauchte das fahle Licht aus dem

Innenhof in breite Schlagschatten. Es fiel durch ein Gitternetz oberhalb der Tür in ihr Zimmer.

Wir alle suchen unseren Weg, dachte ich, und sei er noch so schmal.

Am nächsten Vormittag war Generalstreik in Peshawar. Die meisten Geschäfte im Basar waren verriegelt und verschlossen. Ein endloser Strom von Demonstranten zog durch die Saddar Road, vorbei am Greens Hotel, das mit seiner breiten Glasfront an die Straße grenzte. Während Jennifer und ich frühstückten, schrie die Menge draußen »Tod Amerika« und »Tod den Kreuzrittern«. Wir hatten einen Panoramablick wie im Kino. Sie verbrannten Strohpuppen mit dem Konterfei des amerikanischen Präsidenten und hielten Plakate in die Höhe, die Osama bin Laden und seine Vertrauten zeigten. Das Hotelmanagement wurde zunehmend nervös und schloß die Vorhänge der Glasfront. Kurz darauf klirrten die Scheiben. Mehrere Angestellte dirigierten die ausländischen Hotelgäste hinter die Restaurantküche und weiter in einen Hinterhof. Davor warteten zwei Toyota-Busse. Sie sollten uns ins Pearl Continental bringen, bis die Lage sich beruhigt habe. Obwohl das Luxushotel von amerikanischen Sicherheitskräften belegt war, standen das Restaurant und der Swimmingpool auch anderen Ausländern und Pakistani der Oberschicht zur Verfügung.

Für die Fahrt, die normalerweise zehn Minuten dauert, brauchten wir fast zwei Stunden. Die ganze Stadt war Chaos und Anarchie. Die Soldaten, die an den Kreuzungen und vor öffentlichen Gebäuden Stellung bezogen hatten, wurden von den Demonstranten regelrecht umflutet, wie auch unsere Toyotas. Erst im Cantonment, im Villenviertel der Reichen, das die Briten im neunzehnten Jahrhundert errichtet hatten, nicht weit entfernt vom Basarviertel, beruhigte sich die Lage. Dort war es grün und friedlich. Breite Alleen führten entlang

kolonialer Prachtbauten. Die Architektur war erstaunlich, islamisches Mogul-Design traf auf viktorianischen Zuckerguß. Als hätten sich die Navajos an den Nordpol verirrt. Peshawar war die letzte Ausfahrt vor dem Krieg. Dahinter, Richtung Afghanistan, lagen Stammesland und Dschihad. Ausländer aus dem Westen galten als Feinde und Spione. Irgendwo hinter den Bergen, nicht weit von hier, hatten Osama bin Laden und Al-Kaida ihr Hauptquartier. Die Höhlenmenschen. Die Feinde des Lichts.

Am Eingang des Pearl Continental wurden wir auf Waffen abgesucht und unsere Personalien aufgenommen. Ich folgte Jennifer in Richtung Swimmingpool. Wir setzten uns an den letzten freien Tisch, und ein Kellner fragte nach unseren Wünschen. Ein ganzes Heerlager an modernster Technik war hier aufgeschlagen, dicht an dicht standen Kameras, Stellwände und Halogenlampen, über den Rasen zogen sich endlos lange schwarze Kabel. Erwartungsvoll improvisierte Fernsehstudios. Niemand schwamm im Pool, der wie ein hellblaues Brett dalag, von keiner Welle gekräuselt. Es war schwül und heiß, auch die Luft schien stillzustehen. Gelegentlich war ein fernes Gewittergrollen zu hören, aber in Peshawar hatte es seit Wochen nicht mehr geregnet. Europäer und Amerikaner, Japaner und Chinesen, alle waren vertreten, schlügen die Zeit tot, bis etwas geschah.

Jennifer stand auf und ging zu einem Mann, der in der wartenden Menge stand. Er zeigte sich freudig überrascht, und sie umarmten sich. Wenig später machte sie uns miteinander bekannt. Jonathan Kramer arbeitete für CNN. Er war Ende Fünfzig, hatte graue Schläfen und den erfahrenen Blick eines Journalisten, der stetig Ausschau hält nach rauchenden Hügeln. Wir sprachen über die Demonstranten und waren uns einig, daß Hunde, die bellen, in der Regel nicht beißen. Ich fragte ihn, ob er den Namen Karl Wiedemann schon einmal gehört

habe. Er sah mich aufmerksam an und schüttelte den Kopf. Wer der Mann sei, wollte er wissen, meine Brauchbarkeit als Informant taxierend. Ein Geschäftsmann, erwiderte ich wahrheitsgemäß und wechselte das Thema. Kramer sagte, mehr an Jennifer als an mich gewandt, er rechne mit einem baldigen amerikanischen Vorstoß in Afghanistan, in ein paar Tagen schon.

Ich entschuldigte mich und ging zurück in die Lobby, um ungestört mit Pervez telefonieren zu können. Auf dem Weg sprach mich ein Angestellter an, fragte nach meinem Namen und sagte, an der Rezeption sei eine Nachricht für mich hinterlegt worden. Offenbar haben die Wände hier Ohren, dachte ich.

Der Umschlag war versiegelt, die auf englisch verfaßte Mitteilung ohne Unterschrift oder Namen. Mein Aufenthalt in Peshawar sei nicht länger von Nutzen, las ich. Man habe alle Spuren des »Objekts« in der Stadt verfolgt, ohne greifbares Ergebnis. Allerdings gebe es neue Erkenntnisse aus Dschalalabad, der größten Stadt im Osten Afghanistans. Dorthin solle ich über den Khyber-Paß reisen und im Springhar Hotel weitere Anweisungen abwarten.

Nichts über die Lapislazuli. Waren meine Auftraggeber dumm oder berechnend? Ich erinnerte mich noch gut an Johnsons Worte in Berlin: Wiedemanns Spuren würden sich in Peshawar verlieren. Warum also diese Mitteilung? Sie enthielt keinerlei neue Informationen. Abgesehen davon, daß ich nach Dschalalabad aufbrechen solle. Ging es gar nicht mehr um Wiedemann? War ich für eine ganz andere Mission vorgesehen? Warum Dschalalabad? Und was danach?

Mein Gefühl, daß hier irgend etwas nicht stimmte, verstärkte sich. Andererseits war ich widerspenstig geworden. Heute wünschte ich, daß ich nach der Lektüre in das nächste Flugzeug gestiegen wäre, zurück nach Berlin. Statt dessen bin

ich geblieben, nahm das Unheil seinen Lauf – weil ich für Johnson und seinesgleichen leicht zu durchschauen war. Ich war wie ein Hund, der Witterung aufgenommen hatte. Die Witterung meines Vaters, der verraten wurde und verkauft. »Dschalalabad« hörte sich in meinen Ohren an wie »Kairo«. Die Jahre, bevor das Segelboot meines Vaters kenterte. Das waren die Abgründe meiner Seele, die mich hinderten, das Richtige zu tun. Mit dem Ergebnis, daß ich heute gejagt werde und dankbar sein darf, noch am Leben zu sein.

Als ich Pervez am Telefon erreichte, war er sehr erregt. Der Lapislazuli-Händler, bei dem Wiedemann eingekauft hatte, sei tot in seinem Laden aufgefunden worden, mit durchschnittener Kehle. Pervez wollte mich sehen. Als Treffpunkt schlug er seine Teestube im Basar der Tuchhändler vor. Die Lage beruhige sich, in ein paar Stunden sei die Demonstration endgültig aufgelöst und alles wieder normal.

Er sollte recht behalten. Die Menschen in diesem Teil der Welt sind sehr emotional. Dieselben Demonstranten, die »Tod Amerika« schrien, würden liebend gern in Richtung Europa oder USA auswandern, wenn sie nur könnten. Das war jedenfalls mein Eindruck. Ihre Rhetorik ist überwiegend Fassade, abgesehen von einem fanatischen Bodensatz. Die Amerikaner begreifen das nicht. Sie glauben an Bomben und die Marines, nicht an die Notwendigkeit, mit einfachen Gesten zu überzeugen. Eine einzige Bank mit Kleinkrediten aus Washington für Händler und landlose Bauern, und die Amerikaner wären gefeierte Helden. Damit würden sie Al-Kaida ins Mark treffen. Aber das verstehen sie nicht.

Ich sagte zu Jennifer, ich hätte eine Verabredung, und machte mich auf den Weg in die Teestube, wo ich mich bereits tags zuvor mit Pervez getroffen hatte. Wieder nahm ich die Gerüche des Basars in mich auf, die Geräusche, die Atmosphäre. Am meisten faszinierte mich der unverhohlene

Kitsch, die mit grünen, gelben und blauen Glühlampen verzierten Bilder gefallener Taliban-Kämpfer, ihrer Märtyrer, die allenthalben da hingen, am Eingang der Moschee ebenso wie an Haustüren oder Laternenpfählen. Ein Fotostudio warb in einer breiten Vitrine mit handkolorierten Aufnahmen turbantragender Taliban, die sich vor Tapeten mit Alpenlandschaftsmotiven zeigten. Die größten Feinde der westlichen Welt, hier waren sie ausgestellt. Ich war der einzige Ausländer, der in den Gassen des Basarviertels flanierte, und niemand nahm an mir Anstoß. Einige Händler boten mir Tee an, den ich freundlich ablehnte. Erstaunlich, dieses Nebeneinander von Haß und Normalität, deren Übergänge gleichermaßen willkürlich waren und gewalttätig. Die Demonstranten vom Vormittag gingen am Nachmittag erneut ihren Geschäften nach, als wäre nichts gewesen, kein Generalstreik, kein Aufruhr, nichts.

»Mit der Ermordung des Händlers sollte ein Augenzeuge beseitigt werden«, sagte Pervez. Ich widersprach ihm nicht. Er wollte von mir wissen, ob er Angst um sein Leben haben müsse. Ich überlegte und sagte zu ihm, daß es keinen Sinn mache, mich nach Peshawar zu schicken und anschließend ihn oder mich umzubringen. Für uns gebe es eine neue Aufgabe, beruhigte ich ihn. In Dschalalabad.

Wir brachen am nächsten Morgen auf, noch vor Sonnenaufgang. In der Nacht hatte ich kaum geschlafen, weil Jennifer mich lieben und mit mir reden wollte. Ich war innerlich unruhig wegen der bevorstehenden Reise nach Dschalalabad und nicht gerade der König der Liebhaber, aber Jennifer ging es ohnehin vor allem darum, mich näher kennenzulernen. Obwohl wir uns gerade erst begegnet waren, hatte sie mir ihr Herz geöffnet. Ich erkannte das sehr wohl und

reagierte wie üblich panisch und abweisend, suchte das Gespräch auf andere Themen zu lenken. Doch Jennifer blieb hartnäckig, ohne aufdringlich zu werden. Ich glaube, daß sie mich durchschaute. Männer wie mich gibt es in jeder westlichen Großstadt wie Sand am Meer. Als wir uns verabschiedeten, war sie sehr traurig. Wir wußten beide nicht, ob wir uns Wiedersehen würden. Ihre liebevolle Zärtlichkeit ließ allerdings keinen Zweifel, daß sie alle Hebel in Bewegung setzen würde, um uns eine Chance zu geben.

Unser erster Weg führte Pervez und mich zum Büro des politischen Agenten der Khyber Agency. Dort erhielt ich die Genehmigung, die alle Ausländer benötigen, um über den Khyber-Paß nach Afghanistan einzureisen. Trotz der frühen Stunde drängten sich in dem Büro zahlreiche bewaffnete Paschtunen, wahlweise in grauen oder sandfarbenen Trachten, langen Baumwollhemden, die bis über die Knie reichten, kombiniert mit weiten Hosen. Ihre schulterlangen Haare waren ebenso wie ihre Vollbärte vielfach hennarot gefärbt, und von weitem konnte man diese Stammeskrieger für versprengte Hippies halten, die irgendwie nicht wahrhaben wollten, daß Woodstock Vergangenheit war. Der politische Agent, eine Art Räuberhauptmann, hatte in London studiert und war, sehr zu seinem eigenen Erstaunen, in Peshawar gelandet, einsamer Herrscher über endlos lange Reihen handgeschriebener Aktenstapel, die im Innenhof der Behörde ungestört verrotteten, sofern sie nicht im Winter verheizt wurden. Sein glasiger, entrückter Blick ist mir ebenso in Erinnerung geblieben wie die minderjährigen Knaben an seiner Seite.

Zwei bewaffnete Paschtunen begleiteten uns bis zur afghanischen Grenze, aber im Ernstfall hätten sie vermutlich das Weite gesucht, noch bevor der erste Schuß gefallen wäre. Jeder im Stammesgebiet der North West Frontier Province jenseits von Peshawar trägt eine Waffe, die Väter und mit

ihnen die Söhne. Ein Mann ohne Kalaschnikow gilt nicht als Mann. Ein rauhes Land, in dem die Menschen vom Schmuggel leben, seit Jahrhunderten schon.

Solange die Straße durch eine Ebene führte, fanden sich links und rechts vereinzelte Wehrburgen, hinter deren fünf bis zehn Meter hohen Lehmwänden sich ganze Gehöfte verbargen, die Bauernhäuser von Großfamilien. Sie sahen aus wie die Forts amerikanischer Soldaten in Western mit John Wayne oder Gary Cooper. An allen vier Ecken standen Wehrtürme, auf denen schwere Maschinengewehre, Granatwerfer und sogar Flugabwehrgeschütze befestigt waren. Frauen sah man in dieser Männerwelt so gut wie nie, nicht in der Öffentlichkeit.

Langsam wand sich die Straße die Berge empor, die Ausblicke auf die Fels- und Tallandschaften wurden immer atemberaubender. Wir passierten mehrere Militärstützpunkte, gewaltige Festungen aus Schiefergestein, angelegt von den Engländern vor hundert Jahren, in denen sich heute die pakistanische Armee verschanzt. Nach Möglichkeit vermeidet sie jeden Konflikt mit den paschtunischen Stammeskriegern, die das Land entlang der afghanischen Grenze kontrollieren. Die Ortschaften, durch die wir kamen, waren an Trostlosigkeit kaum zu überbieten. Es gab Lebensmittelgeschäfte und Autowerkstätten, die Bewohner wateten durch Unrat und Matsch, allenthalben waren ausgemergelte, räudige Hunde zu sehen. Und doch lag über diesem Grenzgebiet noch immer ein britisches, ein koloniales Flair, ein letzter Rest von Weitläufigkeit.

Hinter dem Schlagbaum, auf der afghanischen Seite des Khyber-Passes, begann eine Zeit hinter der Zeit, ein schwarzes Niemandsland, angesiedelt zwischen Mittelalter und Dreißigjährigem Krieg. Die Straße nach Dschalalabad und Kabul, über die, aus umgekehrter Richtung, seit Alexander dem Großen alle Heerführer Richtung Indien gezogen waren,

verwandelte sich gleich hinter der Grenze in eine miserable Schlaglochpiste. Wir waren zu Fuß über die Grenze gegangen und hatten ein afghanisches Taxi gemietet, einen verbeulten Lada, offenbar ohne Stoßdämpfer. Nur LKWs und Fußgänger durften den Schlagbaum passieren, der gleichzeitig eine Wasserscheide zwischen großer Armut und nacktem Elend war. Nicht einmal die afghanischen Geldwechsler trugen Schuhe. Von der Magie des exotischen, Abenteuer verheißenden Wortes »Khyber-Paß« war in der Realität nichts geblieben.

Erst in Afghanistan wurde Pervez gesprächig, aus welchen Gründen auch immer. Zum erstenmal erzählte er von sich und seinem Leben. Seine Eltern drängten ihn zu heiraten. Er sei schon Ende Zwanzig, es werde höchste Zeit. Er sollte eine Cousine heiraten, aber Pervez war in eine Kollegin bei der pakistanischen Nachrichtenagentur verliebt. Sie stammte jedoch aus einer vermögenden Familie, anders als Pervez, und deswegen war eine Heirat mit ihr so gut wie ausgeschlossen. Er war ratlos und fragte mich, was ich an seiner Stelle machen würde. Ich erkundigte mich nach seiner Cousine und sah ein, daß eine junge Frau mit Oberlippenbart nicht die erste Wahl sein konnte. Andererseits war ich für ihn der falsche Gesprächspartner. Ich hatte nicht viel mehr zu bieten als flüchtige Affären.

Entlang der Schlaglochpiste nach Dschalalabad gab es mehrere Kontrollpunkte verschiedener Milizen, die einen Blick in unseren Lada warfen und uns durchwinkten. Kurz hinter dem Khyber-Paß wurde das Land wieder flach, rückten die Berge immer weiter in die Ferne, zur Linken wie zur Rechten. Kilometer um Kilometer säumten Olivenbäume die Straße, zu der parallel ein Wassergraben verlief. Sobald die Bewässerung

endete, begann eine karge, abweisende Steinwüste, überwiegend aus schwarzer Lava. Gelegentlich sahen wir ausgebrannte sowjetische Panzer, die am Straßenrand verrosteten.

Hinter einer Kurve standen zwei Männer, die den Fahrer aufforderten, sie mitzunehmen. Zu meiner Verärgerung hielt er tatsächlich an. Ich bat Pervez, den beiden auf Paschtu mitzuteilen, daß wir vor einer halben Stunde einen Bus überholt hätten, auf den sie bitte warten möchten. Pervez hielt es für keine gute Idee, mit den Männern zu verhandeln. In dieser Gegend gab es viele Taliban, mit denen man sich besser nicht anlegte. Aber es war ohnehin zu spät. Ungerührt zogen sie ihre Pistolen aus den Gewändern und fragten, ob wir auf den Bus warten oder mit ihnen fahren wollten. Meine Antwort, der Bus wäre mir lieber, übersetzte Pervez sicherheitshalber nicht.

Die Wegelagerer amüsierten sich königlich über Pervez und mich und imitierten unseren Tonfall, während der Fahrer starr auf die Straße vor uns blickte. Ich saß vorne neben ihm und sah im Rückspiegel, daß eine Pistole auf mich, die andere auf Pervez gerichtet war. Steif und reglos saß er hinten zwischen den beiden Halunken und starb sichtlich tausend Tode. Nach ungefähr einer halben Stunde, rechtzeitig vor dem nächsten Kontrollpunkt, stiegen die Männer aus, die Pistolen noch immer lachend auf uns gerichtet, und verschwanden buchstäblich im Nichts.

Um die Stimmung aufzubessern, übte sich unser Fahrer in Konversation. Ob ich verheiratet sei? Na klar doch. Ich hätte vier Frauen, sagte ich. Die jüngste sechzehn, die älteste fünfundfünfzig.

»Warum so eine Alte«, wunderte er sich.

»Wegen der Weisheit.«

»Weisheit? Was soll das denn. Ich will eine Frau, die kocht und wäscht und macht, was ich verlange. Von einer Frau würde ich mir gar nichts sagen lassen. Niemals! Frauen stehen mit dem Teufel im Bunde, sie haben satanische Züge, vor allem die mit blauen Augen. Gott schütze mich! Sie hetzen den Gatten auf gegen den eigenen Vater. Ich erwarte von meiner Frau, daß sie den Mund hält, fünfmal am Tag betet und die religiösen Gebote befolgt. Und sich nicht auf der Straße herumtreibt, wenn ich unterwegs bin, um Geld zu verdienen.«

Achtzig Kilometer betrug die Entfernung von der Grenze bis nach Dschalalabad, für die wir allerdings fünf Stunden brauchten. Dschalalabad, Hauptstadt der Provinz Nangarhar und vor langer Zeit Sommerresidenz des afghanischen Königs, war eine verschlafene Kleinstadt mit staubigen Straßen, in die sich selten Ausländer verirrten, abgesehen von Hilfsorganisationen und amerikanischen Soldaten, die den Flughafen nutzten.

Im Springhar Hotel, dem Ziel unserer Reise, schienen wir die einzigen Gäste zu sein. Springhar bedeutet »Weißer Hügel«, erklärte mir der Mann an der Rezeption lächelnd. Zu Pervez sagte er, auf Paschtu und mit gesenkter Stimme, das Hotel stünde seit der Explosion einer Kofferbombe vor zwei Wochen weitgehend leer. Es habe fünf Tote gegeben. Wuchtig und düster wirkte die übergroße Empfangshalle, die in ihrer Stille an osteuropäische Hotels vor dem Fall der Mauer erinnerte. Die Zimmer dagegen waren wie Mönchszellen. Bett, Tisch, Stuhl. Ein Deckenventilator und eine Dusche mit kaltem Wasser. Die Wände waren türkis, doch an vielen Stellen hatte sich der Putz gelöst und kalkfarbene Wunden hinterlassen, mal größer, mal kleiner und meistens kreisrund. Vielleicht das künstlerische Werk von Verzweifelten, die hier gestrandet waren und sich zu verewigen suchten.

Mich faszinieren Orte wie dieses Hotel. Alles, was normalerweise unser Leben ausmacht, war hier ohne Bedeutung. Es gab nur mich und ein Unbestimmtes, etwas sehr Vages, das gefährlich sein mochte oder schlichtweg banal, auf jeden Fall unergründlich. Hier konnte eine Bombe explodieren oder rein gar nichts geschehen. In beiden Fällen ist die Erfahrung eine sehr existentielle. Die meisten Menschen verdrängen Fragen nach dem Warum. Meine seelische Deformation aber erlaubte es mir nicht, sie einfach zu umgehen. Zu jener Zeit war ich ein Pawlowscher Hund. Gleichzeitig bewunderte ich Bauern auf der Alm, die zeit ihres Lebens wußten, was zu tun war. Oder Menschen, die Kinder zeugten. Die Vorstellung, auf dem Totenbett zu liegen und das eigene Fleisch und Blut über das Erbe streiten zu sehen, hatte in meinen Augen etwas Beruhigendes. So mochte das Universum sein. Kain und Abel, dazwischen ein paar schöne Jahre.

Das Abendessen nahmen Pervez und ich im Speisesaal ein. Das klingt vornehm, hatte aber nichts von Noblesse. Von der Decke hingen einige Plastiklampen in verschiedenen Farben, die Tische waren mit rot und weiß karierten Tüchern bedeckt. Liebenvoll hatte man auf jeden Tisch einen kleinen Blumenstrauß aus Plastik gestellt, die übrige Dekoration bestand aus Papierservietten, auf denen Blechlöffel lagen. Es gab nur ein Gericht, Hühnersuppe. Bleiern drehte sich der Deckenventilator über unseren Köpfen, und Pervez ließ erkennen, daß die Frage, wen er denn nun heiraten solle, ihn nach wie vor beschäftigte. Obwohl er Ende Zwanzig war, hatte er noch nie mit einer Frau geschlafen. Seine Freunde, die in einer vergleichbaren Situation waren, behelfen sich anderweitig, bis hin zur Sodomie. Voreheliche Beziehungen waren schlichtweg ein Tabu, jenseits von Prostitution. Doch allein der Gedanke an die trostlosen und verdreckten Bordelle

in Pakistan sei ihm unerträglich. Ich versuchte, ihn abzulenken, und erwähnte den Namen Karl Wiedemann, was ihm endgültig den letzten Optimismus raubte.

Schweigend löffelten wir unsere Hühnersuppe und gingen früh ins Bett. Ich träumte von Jennifer und erwachte schweißgebadet, nachdem ich mich auf einer abenteuerlichen Flucht gesehen hatte, verfolgt von Johnson, dem BND-Mann und Karl Wiedemann, die grinsten und auf mich schossen.

Wir verbrachten mehrere Tage wartend, ohne daß etwas geschah. Wir streiften durch Dschalalabad, besuchten den zerstörten Palast des Königs, saßen in Teestuben und schlügen die Zeit tot. Die wenigen Frauen auf der Straße trugen einen hellblauen Ganzkörperschleier, der nur in Höhe ihrer Augen von einem Gitternetz unterbrochen war. Die Menschen sahen durch mich hindurch, für sie existierte ich nicht. Ich nehme an, daß ich ihnen wie ein Sendbote einer ebenso fremden wie unheimlichen Welt erschien. Bedroht fühlte ich mich nicht. Da ich nur eine Fata Morgana war, hatten sie keinen Grund, mich umzubringen. Pervez redete mit den Gästen in den Teestuben, die von mir ebenfalls keine Notiz nahmen. Die Taliban, so erfuhr Pervez, hatten die Dörfer östlich und nördlich der Stadt weitgehend unter ihre Kontrolle gebracht, sie und Al-Kaida. Gelegentlich wurden Geschäftsleute oder Anhänger der neuen Ordnung in Dschalalabad ermordet. Als Täter galten die Taliban, und niemand mochte ausschließen, daß sie eines Tages die Stadt erneut eroberten. Merkwürdig, daß Machtfragen alles andere beherrschten, auch am Ende der Welt.

Tag um Tag verging. Kein Wort aus Berlin, keine weiteren Anweisungen, nichts. Bis Hazrat Hassan unser Hotel stürmte, der Gouverneur. Mit einem Dutzend schwerbewaffneter Begleiter fiel er in die Empfangshalle ein und tobte, weil keine Kameras liefen, um diesen historischen Augenblick festzuhalten. Das Team des afghanischen Fernsehens war noch damit beschäftigt, Steckdosen ausfindig zu machen, die über Strom verfügten. Sie waren sehr bemüht, um so mehr, als

Hazrat Hassan ihnen mit Hinrichtung drohte, falls nicht endlich etwas geschehe. Eine gute Stunde später war es tatsächlich soweit, die Kameras liefen, die Scheinwerfer tauchten die Lobby in ein grelles, alle Poren von Hazrat Hassan erfassendes Licht, der mit seinen Begleitern erneut in die Lobby vorgestoßen war, nunmehr mit einem jovialen Lächeln. Wie ein Torero verlangte er nach Huldigung, verneigte sich in Richtung der Kameras, tänzelte, warf seinen Mantel in den Raum. Anschließend klatschte er in die Hände, und da kam es auch schon. Ein überdimensionales Wandgemälde, an dem vier Männer schwer trugen. Es war ein Schlachtenporträt. Hazrat Hassan in der Pose des siegreich vorrückenden Kriegsherrn, umgeben von entschlossenen Kämpfern, die eine größere Gruppe Widersacher, vermutlich Taliban, furchtlos niedermetzten. Äußerlich erinnerte er an Che Guevara.

Jeder in Dschalalabad hatte Angst vor dem Gouverneur. Er war erst Mitte Dreißig, aber ein erfolgreicher Kommandant und Drogenbaron, der sich von den Amerikanern gut dafür bezahlen ließ, gegen die Taliban und Al-Kaida zu kämpfen. Angeblich besaß er mehrere Hotels und eine Textilfabrik in Dubai. Seine Soldaten plünderten und vergewaltigten. Wer sich ihnen in den Weg stellte, wurde erschossen. Hazrat Hassans Ruf war so schlecht, daß er öffentliche Auftritte oder Erklärungen grundsätzlich ablehnte, stets mit derselben Begründung: »Seine Exzellenz leidet an niedrigem Blutdruck und unter schrecklichen Kopfschmerzen.«

Ich bin mir sicher, daß er etwas wußte, möglicherweise sogar eingeweiht war und das mir zugedachte Schicksal kannte. Was für einen anderen Grund hätte er haben sollen, mir in der Hotelloobby sein diabolisches Grinsen zu zeigen? Als er mit seinen Männern abzog, sagte er im Vorübergehen zu mir:

»Dschalalabad ist eine schöne Stadt. Es gibt ganz andere Orte. Vergessen Sie das nicht.«

Der Angriff begann am nächsten Morgen, kurz vor Sonnenaufgang. Ich wurde wach von einem dumpfen, mechanischen Geräusch, das anschwellt und sich anhörte wie ein Bienenschwarm, der unaufhaltsam näher kam. Ich riß das Fenster meines Zimmers auf und sah eine Armada amerikanischer Hubschrauber, die im Tiefflug über Dschalalabad hinwegzogen, weiter in Richtung Nordosten, wo die Taliban und Al-Kaida ihre Stellungen hatten. Es waren mindestens zwanzig Apache-Kampfhubschrauber, schlank, metallisch und tödlich. Auf jeder Seite trugen sie mehrere Raketen in Form von – Würmern, übergroßen, stählernen Würmern. Wenig später klopfte Pervez an meiner Tür. Wir waren uns einig. Der seit längerem erwartete Schlag der Amerikaner gegen ihre und unsere Feinde hatte begonnen. (Es fällt mir schwer, die richtigen Worte zu finden. Natürlich bin ich kein Freund der Taliban oder von Al-Kaida. Aber worin unterscheiden sich diese Mächte der Finsternis von Hazrat Hassan, dem Verbündeten der Amerikaner?)

Wir saßen beim Frühstück, als die amerikanischen Soldaten anrückten und das Hotel in Beschlag nahmen. Innerhalb kürzester Zeit wurde aus der verstaubten Idylle das lärmende, aufgeregte Quartier des Generalstabs, in dem Befehle erteilt und militärische Abläufe organisiert wurden. Generatoren im Garten des Hotels sorgten wenig später für eine zuverlässige Stromversorgung. Ein Soldat kam auf uns zu, kannte unsere Namen und sagte, wir könnten in unseren Zimmern bleiben. Dieser Flügel des Hotels werde ohnehin den Journalisten aus Peshawar überlassen, mit deren Ankunft noch heute gerechnet werde. Da die Zimmer vermutlich nicht ausreichten, würden im Garten zusätzlich Zelte aufgestellt. Erstaunt verfolgten wir die Entschlossenheit der Einsatzleiter, die keine Minute Pause

kannten. In der Lobby wurde ein Pressezentrum eingerichtet. Hier sollte der zuständige amerikanische Befehlshaber über den Verlauf der Operation berichten, die den Namen *Enduring Freedom II* trug. Auf meine Nachfragen erfuhr ich, daß die Kampfhubschrauber lediglich »für die Feinheiten« zuständig waren, die eigentlichen Angriffe wurden mit Langstreckenbombern geflogen. Wie lange die Operation dauern würde, war offen. Bis zum Sieg.

Die Straße vom Flughafen zum Hotel war in eine durchgehende Staubwolke gehüllt. Die meisten Geschäfte in Dschalalabad blieben geschlossen, kaum jemand wagte sich vor die Tür. Der Lärm, der mit dem Einsatz einherging, war in der Tat beängstigend. Die Luft schien zu vibrieren, die Gebäude, der Boden unter den Füßen. Panzer und Jeeps waren aufgefahren, aus irgendeiner Lautsprecheranlage dröhnte die Titelmusik von *Indiana Jones*. Das gesamte Ambiente war unwirklich, fast surreal. Instinktiv suchte ich Aufnahmegerät und Hollywoodstars, hielt Ausschau nach Bruce Willis oder Sylvester Stallone. Aber es war kein Film, obwohl es so aussah. Das mittelalterliche Dschalalabad war fest im Griff der Jedi-Ritter. Die einzigen afghanischen Komparsen in diesem Spektakel waren Hazrat Hassans Lanzenträger.

Als wir ins Hotel zurückkehrten, hatte ich eine neue Zimmernachbarin. Jennifer war mit einem Transportflugzeug nach Dschalalabad geflogen, wie auch viele Journalisten. Sie hatte ihren Freund, Jonathan Kramer von CNN, überredet, sie mitzunehmen, als seine Mitarbeiterin. »Ich hatte Sehnsucht nach dir«, waren ihre ersten Worte in der Lobby, als wir uns dort über den Weg liefen. Ich war ebenso überrascht wie sprachlos. Ähnlich wie Propheten besitzen auch Frauen die Fähigkeit, Berge zu versetzen. Um ehrlich zu sein, ich war froh und glücklich, Jennifer wiederzusehen. Ich kann nicht behaupten, daß ich damals gleich in sie verliebt war. Aber ich

war auf dem besten Weg dorthin. Ich sehnte mich nach Wärme, Zärtlichkeit und Nähe zu einem anderen Menschen. Gewiß, mit Pervez verstand ich mich mittlerweile gut. Das änderte allerdings nichts daran, daß wir sehr unterschiedlich waren. Mit Pervez trank ich Tee, mit Jennifer konnte ich ein Bier trinken, theoretisch jedenfalls. Eine Banalität, keine Frage, nur sollte niemand die Bedeutung solcher Nebensächlichkeiten unterschätzen.

Die Reihenfolge war die: Wir gingen in mein Zimmer und liebten uns. Danach wusch sich Jennifer ihre eingestaubten Haare. Sie wollte umgekehrt vorgehen, aber ich mag keine faulen Kompromisse. Habe ich bereits erwähnt, daß Jennifer leuchtend rote Haare und viele Sommersprossen hat und mich sehr an eine irische Folksängerin erinnert, auch wegen ihrer hellen, klaren Stimme voller Optimismus und Zuversicht? Als Jugendliche hätte sie ohne weiteres Pippi Langstrumpf spielen können – für den Fall, daß ein Regisseur in Washington an dem Thema interessiert gewesen wäre.

Wir setzten uns auf die marode Fensterbank und beobachteten das rege Treiben im Garten, hörten Journalisten fluchen, weil sie in Zelten untergebracht waren. Ein Italiener fiel uns auf, der einen olivgrünen Baumwollanzug trug und einen Hut mit Krempe, ebenfalls olivgrün und auf der rechten Seite hochgeschlagen. Er sah aus, als wäre er gegen seinen Willen vorzeitig aus der Armee entlassen worden. Der Mann fluchte laut vor sich hin und versuchte, sein Satellitentelefon so auszurichten, daß er eine Verbindung bekam, jemand seine heimatlosen Rufe erhörte: »*Pronto, Roma, Roma, buon giorno Roma.*«

Jennifer öffnete den Teil meiner Seele, den ich längst verschüttet glaubte. Ihre Sommersprossen zum Beispiel waren für mich kein Anlaß, unsinnige Fragen zu stellen. Sie gehören zu ihr, und damit genug. Ich suchte keine Ausflüchte, kein

Haar in der Suppe, kein Muttermal, über das ich meditieren konnte. Vielmehr nahm mich ihre Art gefangen. Der offene, zärtliche Blick ihrer Augen, ihre pragmatische, den Menschen zugewandte Art. Während ich über den Italiener innerlich den Kopf schüttelte, schwang sie sich durch das Fenster nach draußen – unsere Zimmer lagen im Parterre – und half ihm, die Peilung zu einem Satelliten aufzunehmen. Bei anderer Gelegenheit stellte sie einen amerikanischen Soldaten zur Rede, der eine Bettlerin unweit des Hotels mit angedeuteten Fußtritten verscheuchen wollte. Sie redete so lange auf ihn ein, bis er verlegen *Yes, Ma'am* murmelte und Jennifer ein paar Dollar gab, die sie anschließend der Bettlerin weiterreichte. Zu Pervez entwickelte sie innerhalb weniger Stunden eine Nähe, für die ich selber vergleichsweise Lichtjahre benötigt hatte. Ich traute meinen Ohren kaum, als er ihr im Restaurant mit leiser Stimme von seiner großen Liebe erzählte und von seiner Cousine mit dem Oberlippenbart. Vermutlich war es das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, daß ein Paschtune mit einer westlichen Frau über seine Sehnsüchte sprach. Jennifer zögerte keinen Augenblick und empfahl ihm, auf seine Kollegin zuzugehen und ihr zu zeigen, daß er sie sehr, sehr gern habe. Wenn sie darauf nicht reagiere – Pech für sie, *forget her*. Wenn sie seine Gefühle erwidere und Geld ein Problem sei – nun, Freedom House, ihr Arbeitgeber, biete gelegentlich zinslose Darlehen an, da ließe sich bestimmt was machen.

Wir waren nur drei Tage in Dschalalabad zusammen, aber sie gehören zu den schönsten meines Lebens. Das klingt absurd, ich weiß. Dennoch übertreibe ich nicht. Während wir in der Ferne das dumpfe Grollen einschlagender Bomben hörten und die Stadt zunehmend einem Heerlager glich, in dem nachts die Sprengsätze von Unbekannten explodierten, berührte mich Jennifer immer wieder durch ihre Liebe zu den Menschen und die Beiläufigkeit, mit der ich ein Teil ihres Lebens wurde. Als

wäre es nie anders gewesen. In ihrer Gegenwart spürte ich, was mir in all den Jahren, die ich voller Sehnsucht gewesen bin, in der Tiefe meines Herzens gefehlt hat. Es ist so einsichtig und verständlich, daß ich mich fast schäme, darüber Auskunft zu geben. Eine Frau wie Jennifer, die den Panzer meiner Einsamkeit, meiner Verletzungen, meiner Ängste mit leichter Hand sprengte. Allein wäre ich dazu nie in der Lage gewesen.

Zwei Tage nach Jennifers Ankunft hatte Pervez eine interessante Entdeckung gemacht. Durch Zufall hatte er von einem Mann gehört, den sie in Dschalalabad »den Vogelmenschen« nannten. Er suchte ihn auf und staunte nicht schlecht. Der Mann, Amirpur mit Namen, war bestens informiert über die politischen Intrigen in der Region. Vor allem aber kannte er Karl Wiedemann, der ihn mehrfach besucht hatte. Amirpur sprach fließend Deutsch. Ende der vierziger Jahre hatte er, wie viele Angehörige der afghanischen Oberschicht, die deutsche Amani-Schule in Kabul besucht. Er sagte Pervez, er würde sich freuen, Jennifer und mich kennenzulernen. Wenig später trafen wir gemeinsam bei Amirpur ein. Der Eingang zu seinem Haus war eine unscheinbare Tür in einer Wand, die fast die gesamte Straße säumte. Wir betraten einen Innenhof, in dem eine Frau mittleren Alters Wäsche in einem Trog wusch. Ein Mann trat aus dem Beet, in dem er offenbar Tomaten züchtete, und begrüßte uns. Als ich näher trat, befiel mich Panik. In der Luft hing ein Geruch, der mich schwindelig machte. Der beißende Gestank von Vogelkot, von Sickergrube und Verwesung. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, obwohl Jennifer mich fragte, was mit mir los sei. In einem kleinen Zimmer mit Lehmwänden, das an die Mauer grenzte und früher einmal eine Art Pförtnerloge gewesen sein mochte, spielten zwei kleine, vor Dreck starrende Kinder und sahen uns erschrocken an. Der Mann führte uns zum Herrn des Hauses, das sich als eine

verfallende Villa offenbarte, mit zwei Nebengebäuden. Das eine ehemals für die Dienerschaft, das andere ein Stall für die Pferde, wie er sagte. Der Gestank brachte mich fast um. Ich fragte den Mann, wonach es hier rieche – als ob ich es nicht geahnt hätte. Er lachte und öffnete die Tür des einstigen Pferdestalls. Das gesamte Gebäude war ein Taubenschlag, vom Boden bis zum Dach. Bevor ich ohnmächtig wurde, erbrach ich mich.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich ausgestreckt auf einem Sofa, mein Kopf auf Jennifers Beinen. Amirpur stand nicht weit entfernt an einem Tisch und schenkte verdünnten Zitronensaft in ein großes Glas ein. Dabei summte er die Melodie von *Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus*. Auch seine Villa stank nach Pest und Cholera, nach Tauben mit anderen Worten. Unsere Blicke trafen sich, und er sagte in einem makellosen, etwas altertümlichen Deutsch:

»Erweisen Sie mir die Ehre, mein Gast zu sein, ungeachtet der widrigen Umstände, für die Sie mich bitte nicht verantwortlich machen.«

Amirpur konnte nicht älter als Mitte Sechzig sein, aber er hatte die Gesichtszüge eines Greises. Nur seine Augen wirkten jünger, weniger gebrochen. Er reichte mir das Glas, drehte sich leicht zum Bücherregal an der Wand, gefüllt mit Werken deutscher Klassiker, während er gleichzeitig mit dem linken Arm eine ausladende Bewegung machte, ähnlich einem Gutsherrn, der auf die Weite seiner Latifundien weist. Und er sprach mit einer Stimme, die mich tief anrührte:

*Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe so müd geworden,
daß er nichts mehr hält.*

*Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

*Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.*

*Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille sich lautlos
auf.*

*Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille
– und hört im Herzen auf zu sein.*

Auch Jennifer und Pervez, die kein Wort verstanden, wirkten sichtlich ergriffen. Man brauchte nicht viel Phantasie, um Rilkes Gedicht als Selbstporträt Amirpurs zu verstehen, der sich hinter seinen Tauben verschanzt hatte. Er wollte vermeiden, daß die Taliban sein Anwesen beschlagnahmten. Da sie Tauben haßten und für unrein hielten – nicht nur sie, dachte ich im stillen –, habe er diesen Weg gewählt. Im übrigen, sagte Amirpur, sei er zweimal in Worpswede gewesen, in den siebziger Jahren. Er verehre Rilke und habe durch die Gemälde von Paula Modersohn-Becker eine Vorstellung davon bekommen, warum es den Dichter vor hundert Jahren in diese Moorlandschaft gezogen habe, die ähnlich trügerisch und unergründlich sei wie die Berge in seiner Heimat Badakhshan im äußersten Nordosten Afghanistans.

Wie die meisten älteren Menschen war auch Amirpur von einem großen Rededrang besetzt. So dauerte es nicht lange, bis er auf Karl Wiedemann zu sprechen kam. Der Geschäftsmann habe sich in keiner Weise für Kunst oder Literatur interessiert, sehr zu Amirpurs Bedauern, wo es doch von Hamburg nach Worpswede nur ein Katzensprung sei. Wiedemann habe ihn wiederholt aufgesucht und Auskunft über bestimmte Personen

erbeten, sowohl über Anhänger der Taliban wie auch von Hazrat Hassan.

»Mein Eindruck war, daß er mit beiden Seiten Geschäfte macht«, sagte Amirpur, während sich die einfallende Sonne für einen kurzen Moment in seinem blauen fadenscheinigen Morgenmantel verflüchtigte, den er heute wie wohl an jedem anderen Tag trug. Das »Wissen, nach dem er verlangt habe«, sei durchweg indiskret gewesen. Alles sei auf die Frage hinausgelaufen: Wer hat welche Schwachstellen, welche Feinde, ist wo erpreßbar?

»Ich mochte ihn nicht«, fuhr Amirpur fort. »Er schien mir ein Intrigant zu sein, der zwielichtigen Geschäften nachgeht. Aber Sie haben in Dschalalabad keine große Auswahl, wenn Sie in der Sprache Goethes Ihre geistige Heimat sehen.«

Ich dachte, ich würde Amirpur eine Freude machen, wenn ich ihm von Deutschland erzählte, von den gewaltigen Veränderungen in Berlin seit der Wiedervereinigung, doch er schüttelte nur den Kopf. Von einem Augenblick auf den anderen schien er müde geworden zu sein, wurden seine Augen schmal. Ich hatte den Eindruck, daß er von dieser Realität nichts wissen wollte. Er entschuldigte sich und begleitete uns bis zur Tür der geschändeten Villa, in deren Erdgeschoß sich ebenfalls ein Taubenschlag befand. Ich hielt die Luft an, um nicht erneut in Ohnmacht zu fallen. Draußen, im Innenhof, blickte ich noch einmal zurück. Ich wollte Amirpur zum Abschied zuwinken. Aber da war er schon nicht mehr zu sehen.

Ich erwähnte bereits, daß die drei letzten Tage in Dschalalabad zu den schönsten meines Lebens gehören. Neben Jennifer war es die Intensität der Eindrücke. Die gesamte Reise war eine Hypothek auf die Zukunft, eine Wette mit dem Schicksal. Unter solchen Bedingungen enthält jeder Tag eine Ewigkeit, gerinnt umgekehrt die Ewigkeit zu einem

Sekundenschlag. Es gibt keine Routine, keinen Alltag, keine Dauerhaftigkeit. Alles ist Improvisation, schnelles Reagieren, Instinkt. Fiktion und Wirklichkeit, Innen- und Außenwelt werden eins, und wenn dieser Zustand erreicht ist, habe ich das Gefühl zu leben. Ich fürchte, ich rede von einer weiteren meiner seelischen Deformationen. Die ich allerdings, das sei zu meiner Entlastung gesagt, mit einer eigensinnigen und zu allen Zeiten kleinen Schar von Himmelsstürmern teile. Phantasten und Träumer, die sich, im Gegensatz zu den Empfindungen der Mehrheit, von der Leere des Horizonts wie von einem Magneten magisch angezogen fühlen, eine Art Sinnsuche und Religionsersatz. Dschalalabad war die letzte Ausfahrt vor der Finsternis. Ich habe sie verpaßt, gegen meinen Willen.

Das Hotel Spinghar, ein Heerlager mit angeschlossenen Mikrofonen, wurde zunehmend ein unwirtlicher Ort. Die Unzufriedenheit stieg. Der Generalstab zeigte sich gereizt, weil es ihm nicht gelang, spektakuläre Erfolge vorzuweisen. Die Journalisten fluchten, weil sie ihre Zeit vergeudeten und sich überwiegend in unbequemen Zelten aufzuhalten mußten. Kramer, Jennifer und ich hatten uns in den hinteren Teil des weitläufigen Gartens zurückgezogen. Wir saßen unter einem Olivenbaum und tranken Tee.

Kramer war Profi, keine Frage. Nachdem ich ihn in Peshawar beiläufig nach Karl Wiedemann gefragt hatte, war er seinerseits neugierig geworden. Offenbar verfügte er über gute Kontakte in Washington. Jedenfalls zeigte er sich bestens informiert. Er verstand, was ich vorhatte. Auch ohne große Worte. Ich nehme an, daß er das Thema auch deswegen nicht vertiefen wollte, um Jennifer nicht zu beunruhigen. Mir war das nur recht. Nicht aus Mißtrauen ihr gegenüber, sondern aus

Vorsicht. Je weniger Einzelheiten Jennifer kannte, um so besser für sie. Andererseits wollte ich auch nicht als Nachrichtenmeldung auf CNN mein Ende finden.

Kramer sagte: »Das Ganze hier ist eine Show. Sie werden nichts erreichen.« Auch Jennifer nickte.

Dann fragte er mich: »Glauben Sie an den Kampf der Kulturen?«

»Nein. Ich verstehe mich sehr gut mit Pervez.«

»Wo ist er eigentlich?« fragte Jennifer.

»In der Stadt. Er wollte ein paar Dinge erledigen«, sagte ich.

»Die Muslime werden uns immer hassen. Nicht alle, aber die meisten«, fuhr Kramer fort.

»Kann man es ihnen verdenken?«

»Ich weiß, was Sie meinen. Sie denken europäisch. Dialog und so weiter. Das ist gut und hilft trotzdem nicht weiter.«

»Wofür plädieren Sie?«

»Ich bin kein Anwalt. Ich glaube nur, was ich sehe. Und was ich hier sehe, überzeugt mich nicht.«

»Wären Sie überzeugt, wenn die Aktion ein Erfolg wäre?«

»Erfolg ist immer relativ. Die Jungs töten hundert Terroristen, und tausend wachsen nach. Unkraut vergeht nicht.«

Jennifer fühlte sich unwohl. Unser Gespräch gefiel ihr nicht. Vermutlich hatte sie Angst, daß wir uns streiten könnten. Aber ihre Sorge war unbegründet. Keinesfalls würde ich mich mit Kramer anlegen. Einen Menschen mit seinem Schicksal versuche ich zu verstehen, nicht zu belehren.

Jennifer hatte mir erzählt, wie sie Kramer auf einer Trauerfeier für die Opfer des 11. September in New York kennengelernt hatte. »Ich war mit einer Freundin dort, die ihren Mann verloren hat. In der Kirche, während der Andacht, kam Jonathan plötzlich auf mich zu, nahm mich in den Arm und weinte hemmungslos. Seine Tochter saß in dem Flugzeug,

das in den zweiten Turm des World Trade Centers eingeschlagen ist. Später hat er mir Fotos von ihr gezeigt. Ich sehe ihr sehr ähnlich.«

6

Nachts war es still und friedlich im Hotel, eine andere Welt. Durch das geöffnete Fenster hörten wir den Gesang der Zikaden. Fliegen verirrten sich in die Flamme der Kerze, die auf dem Tisch stand, und verbrannten mit einem kurzen, schmerzlosen Laut. Jennifer stellte den Deckenventilator aus, der kleine Rostpartikel auf uns fallen ließ. Sie war verwirrt und glücklich. Ich hatte sie gefragt, ob sie mit mir zusammenleben wolle, in Berlin oder sonstwo. Sie reagierte, indem sie durch mich hindurchsah, sich im Bett aufrichtete und mit den Fingern durch ihr Haar strich. Als der Ventilator aufhörte, sich zu drehen, sagte sie:

»Okay.«

Mehr nicht. »Okay.« Sie hatte fast etwas Norddeutsches: Kein Wort zuviel. Anschließend nannte sie ihre Bedingungen. Gemeinsames Leben unter einem Dach, Entscheidungen zu zweit, keine Zukunft ohne den anderen. Regelmäßiger Sex, keine Seitensprünge.

»Ich bin eine prüde Amerikanerin, weißt du«, sagte sie und warf mit dem Kissen nach mir.

Die Toilette in Jennifers Zimmer funktionierte nicht. Ich zog meine Hose an, gab ihr einen Kuß und ging in mein Zimmer nebenan. Als ich es wieder verließ, erwarteten mich zwei amerikanische Soldaten. Sie forderten mich auf mitzukommen. Ich schüttelte den Kopf und wollte zurück zu Jennifer. Sie verstellten mir den Weg. Ich wollte laut werden, aber sie warnten mich. Ich hatte keine Wahl. Sie führten mich zu einem Jeep. Als ich mich weigerte einzusteigen, drehte mir einer der beiden den Arm auf den Rücken, während der andere mich in

das Fahrzeug dirigierte. Am Flughafen nahm mich ein amerikanischer Offizier in Empfang. Er verschwendete keine Zeit, das Vorgehen seiner Leute zu rechtfertigen. Er teilte mir mit, Pervez sei entführt worden, vermutlich von den Taliban. Man habe präzise Informationen über seinen Aufenthaltsort. Auch Karl Wiedemann werde in der betreffenden Region vermutet. Meine Mitwirkung bei der nachfolgenden Aktion sei von den entsprechenden Stellen angeordnet worden. Ich unterstünde nunmehr seinem Oberkommando. Jede Weigerung meinerseits, anstandslos zu kooperieren und Stillschweigen zu bewahren, werde ernsthafte Konsequenzen nach sich ziehen. Mein Gepäck befindet sich im Nebenraum, wo ich bis zur Abreise zu warten hätte.

Ich glaubte ihm kein Wort. Ich saß da, wütend, zornig, voller Haß. Doch ich konnte nichts tun. Vor der Tür hielt ein Soldat Wache. Verzweifelt überlegte ich, wie ich Jennifer erreichen könnte. Jennifer oder Kramer. Wenigstens eine Nachricht, damit sie informiert wären. Als ich erkannte, daß es keine Möglichkeit gab, zwang ich mich zur Ruhe. Es hatte keinen Sinn, wenn ich tobte. Ich atmete tief ein, hielt den Atem an, atmete langsam wieder aus. Mit der Zeit bekam ich mich wieder in den Griff. Ich starrte an die Decke und verfluchte meine Suche nach einer anderen, besseren Welt. Mein Instinkt sagte mir, daß ich von diesem Tag an nicht mehr über mein Leben bestimmen würde. Ich spürte keine Angst, eher Müdigkeit und Enttäuschung, auch über mich selbst. Ich hätte mich viel früher entscheiden müssen, ohne auf Jennifer zu warten.

Wir flogen im Morgengrauen ab, von Dschalalabad in Richtung Nordosten, über das Hotel hinweg, in dem Jennifer und Kramer mittlerweile nach mir suchten, daran hatte ich

keinen Zweifel. Ich saß im Heck des Hubschraubers, neben mir der kantige Offizier, der mich während des Fluges nicht weiter beachtete. Er studierte Landkarten der Provinz Kunar, wo sich die Führer der Taliban und von Al-Kaida angeblich aufhielten. Der Hubschrauber hatte zwei Piloten, zwei Schützen saßen an schweren Maschinengewehren zu beiden Seiten der halb geöffneten Einstiegsluken. Wir flogen tief, keine hundert Meter über den Berg Rücken. Ich kam mir vor wie in dem Film *Apocalypse Now*, als amerikanische Soldaten in Hubschraubern ein Dorf in Vietnam angreifen, Bauern und Zivilisten niedermähen und gleichzeitig aus mehreren Lautsprechern den *Walkürenritt* in voller Lautstärke spielen.

»Mögen Sie Wagner?« fragte ich den Offizier.

»We don't do Wagner any more«, sagte er.

Der Flug dauerte keine Stunde, dann landeten wir auf einer kargen Hochebene. Einen Augenblick dachte ich, der Offizier würde mit mir gemeinsam aussteigen, aber er drehte sich lediglich zur Seite, um den Weg freizugeben. Er reichte mir mein Gepäck, einen Seesack mit wenig Wäsche und einiger Fachliteratur (am liebsten würde ich ganz ohne Gepäck reisen). Kaum war ich draußen, hob der Hubschrauber ab. Ich war so verblüfft, daß ich spontan dachte, gewiß kommt er gleich wieder.

Aber er kam nicht wieder. Ich stand allein auf dieser Hochebene, über die ein böiger Wind strich, und stellte mir die naheliegendste Frage: Was mache ich hier? Marquis de Sade sagte, daß die wichtigsten Erfahrungen des Menschen diejenigen seien, die ihn an seine Grenzen führten. Daß wir nur so lernten – weil es unseren ganzen Mut erfordere. Wirklich trösten konnte mich der Gedanke nicht. Ich schaute mich um und widerstand der Versuchung, meine Entführungsaktion zu deuten. Instinktiv wurde mir klar, daß es nicht darum ging zu verstehen, sondern zu kämpfen. Wohin mein Weg mich führen

würde, wußte ich natürlich nicht. Meine dunklen Vorahnungen jedoch wurden von der Realität noch übertroffen.

Nachdem sich die aufsteigende Panik in meinem Innern gelegt und ich mich an die menschenleere Weite gewöhnt hatte, erkannte ich, daß die Hochebene von mehreren Pfaden durchzogen und gekreuzt wurde. Ich wählte einen Pfad, der hinabzuführen schien, und nach einem zweistündigen Fußmarsch gelangte ich in der Tat an einen Felsvorsprung, der den Blick auf ein schmales Flußtal freigab. Sein sattes, wucherndes Grün war ein beinahe blendender Kontrast zu der übrigen Wüstenlandschaft, einem halluzinatorischen Aquarell aus Aschefarben und Sand. Von der Gebirgskante bis in das Tal benötigte ich weitere drei Stunden, und als ich unten am Fluß ankam, war ich halb verdurstet. Ohne es zunächst zu bemerken, hatte ich das obere Ende eines Dorfes erreicht, das inmitten der Bäume und einiger künstlich angelegter Terrassen kaum zu erkennen war. Eine fast perfekte Tarnung in einem Land, das vom Krieg lebte. Ich trank gierig und setzte mich anschließend auf einen runden Mühlstein im Fluß, der irgendwann einmal dort abgeladen worden war und aus dem Wasser ragte. Der Fluß war glasklar, nicht tief und fast reißend. Ich saß da und meditierte, mein Herz pochte, und ich war ebenso erschöpft wie ängstlich. Ich hatte keine Ahnung, was ich machen sollte.

Es dauerte nicht lange, und zwei junge Männer kamen mir entgegen. Wahrscheinlich hatte man mich im Dorf längst gesichtet. Sie sprachen mich auf Paschtu an, aber ich verstand sie nicht. Ich antwortete auf Arabisch, was sie auf der Koranschule gelernt haben könnten. Sie lächelten und zeigten zum Dorf. Ich folgte ihnen und war erleichtert, daß sie nicht feindselig oder abweisend wirkten. Ganz im Gegenteil zeigten sie eine erstaunliche Unbeschwertheit, redeten miteinander, lachten und gestikulierten. Zu gerne hätte ich gewußt, was sie

so fröhlich machte. Das Dorf war ärmlich. Die Häuser waren aus Lehm gebaut und eingeschossig. Ziegen, Gänse und Hühner bahnten sich allenthalben ihren Weg, einige ältere Männer saßen zu ebener Erde und verfolgten uns mit stummen Blicken. Nicht eine Frau war zu sehen, nur einige Mädchen, die Holzscheite auf dem Kopf balancierten oder Wassereimer schleppten. Sie trugen bunte Kopftücher, Hemden und lange Röcke anstelle des landesüblichen Ganzköperschleiers mit dem Gitterfenster, das mich stets an ein Leichtentuch erinnerte.

Nicht weit hinter dem Dorf ging der lehmige Weg in eine leidlich befestigte Straße über. Dorthin führten sie mich. Nach wenigen Augenblicken erschienen bewaffnete Männer, die mich freundlich begrüßten. Ich werde nie begreifen, wie diese Menschen aus dem Nichts auftauchen und wieder verschwinden können. Sie sind einfach da. Und dann, ebenso überraschend, nicht mehr. Wie Flaschengeister. Mich hat das immer fasziniert, nicht nur in Afghanistan. Diese Fähigkeit, Geist in Materie zu verwandeln und umgekehrt. Wir standen an der Straße, die Männer musterten mich. Einer sagte, an mich gewandt: »*Allahu Akbar.*«

»Gott ist am größten«, wiederholte ich und nickte.

Sie trugen einen schwarzen Turban und Vollbärte. Vermutlich Taliban, dachte ich. Ein alter Landrover kam, und wir stiegen ein. Ich saß neben dem Fahrer, ein wilder Bursche, der auf mich einredete, während er fuhr. Zu fahren versuchte, besser gesagt. Ich verstand nur »Königreich Deutschland« und wunderte mich. Wieso wußte er, woher ich kam? Der höchstens Zwanzigjährige vergewaltigte das Getriebe, der Toyota fuhr in Sätzen und Sprüngen, nach jedem Vollgas eine Vollbremsung und wieder ein paar Meter voran. Ich versuchte, ihm beizubringen, Kupplung und Gaspedal gleichzeitig zu bedienen, aber mittlerweile hatte sich seine Kalaschnikow im Lenkrad verklemmt. Ich zog die Handbremse, um diesem

Elend ein Ende zu bereiten. Anschließend fragte ich die Gruppe, ob ich fahren dürfe, indem ich entsprechend gestikulierte und ein debiles Grinsen zeigte, das ich für unterwürfig genug hielt. Sie waren einverstanden.

Nach einigen Kilometern fuhren wir durch einen Torbogen, an dem weiße Fahnen befestigt waren. Weiß, die Farbe der Reinheit. Weiße Flaggen sind das Kennzeichen der Taliban. Auf dem Torbogen, der ebenso rätselhaft im Nichts verwurzelt war wie meine Begleiter und ohne erkennbaren Grund die Straße markierte, standen in blättriger schwarzer Schrift die Worte »Gott«, »Vaterland« und »König«. Er war zerschossen und stark beschädigt, offenbar hatte er als Zielscheibe gedient. Vielleicht den sowjetischen Besatzern, deren ausgebrannte Panzer aus den achtziger Jahren wiederholt unseren Weg säumten, manchmal mitten auf der Straße standen. Wir passierten eine Brücke, die so stark zerstört war, daß meine Begleiter zu Fuß vorausgingen und mich auf der anderen Seite erwarteten. Ich spielte mit dem Gedanken, Gas zu geben und sie über den Haufen zu fahren, aber was hätte es mir genützt.

Die Landschaft weitete sich, zusehends rückten die Berge zur Seite. Wir kamen an Lehmdörfern und Mohnfeldern vorbei, manchmal sahen wir Bauern und Dorfbewohner bei der Arbeit. Immer Männer, nie Frauen. Eine archaische Landschaft. Abgesehen von unserem Fahrzeug gab es nirgendwo Hinweise auf die Neuzeit. Keine Strommasten, keine Elektrizität, keine Straßenschilder, keine Werbung. Stammesland. Pervez hatte mir erzählt, daß es im Osten Afghanistans Stämme gebe, die sich nicht mehr daran erinnerten, warum sie ihre Nachbarn haßten und bekämpften (was allerdings wohl nicht nur in diesem Teil der Welt zu beobachten ist). Die Frauen würden ausschließlich innerhalb des Hauses arbeiten, um nicht von fremden Blicken entehrt zu werden. Wie lange könnte ich hier existieren, ohne dem Wahnsinn zu erliegen?

Wir kamen in eine kleine Stadt, die Wazra hieß. Staubige Menschen auf staubigen Straßen, ein kleiner Basar, der aus Bretterbuden bestand, und dort traf ich – Pervez. In der Amtsstube des Bürgermeisters, einem kleinen Saal mit kalkgetünchten Wänden und einigen ungenutzten Stühlen, die im Raum verteilt waren. Die Besucher saßen auf dem Boden, auch Pervez. Er sprang auf, als er mich sah, eilte zu mir und umarmte mich.

»Du hast es also geschafft«, sagte er.

»Was geschafft?«

»Hierherzufinden.«

Pervez sagte, er sei am gestrigen Nachmittag, während seiner Einkäufe in Dschalalabad, von einer amerikanischen Patrouille aufgegriffen und zum Flughafen gebracht worden. Ein Hubschrauber habe ihn in der Nähe eines Dorfes abgesetzt. Dort sei ihm mitgeteilt worden – von demselben kantigen Wagner-Verächter, der auch mich begleitet hatte –, ich würde in Kürze folgen. Die Dorfbewohner hätten die Taliban informiert.

»Erst wollten sie mich erschießen, dann haben sie mich hierher, nach Wazra, gebracht.« Die Taliban in dieser Gegend seien vergleichsweise zugänglich, meinte Pervez. Er habe ihnen gesagt, daß da noch ein Ausländer komme. Ein Deutscher, kein Amerikaner. Auch ich sei willkommen, habe es geheißen.

Bevor ich Gelegenheit hatte, Pervez nach seiner Deutung unseres erstaunlichen Ausflugs zu befragen, forderten uns zwei bewaffnete Taliban auf mitzukommen. Pervez' Gesichtsausdruck ließ erkennen, daß er keine Ahnung hatte, was sie von uns wollten. Die beiden führten uns in ein heruntergekommenes Gebäude ein paar Straßen weiter. Die Wände waren von Schimmelpilz befallen, der schwarze Schlieren in Form von Blutspuren hinterließ, von der Decke

bis fast auf den Fußboden. Es war der Gerichtshof, wie sie uns erklärten. Hier tagte das islamische Scharia-Gericht.

Im Gerichtssaal gab es keine Stühle und Tische, die etwa zwanzig Anwesenden, bis auf das eine Mädchen nur Männer, saßen zu ebener Erde im Schneidersitz. Wie früher der Prophet Mohammed und seine Gefährten, erklärte mir der Gerichtsdiener. Das Gericht bestand im wesentlichen aus drei Personen, dem Richter, dem Beisitzer und einem Protokollführer. Die Urteile des Gerichts seien nicht anfechtbar, sagte Pervez. Rechtsanwälte gab es nicht, Kläger und Beklagte wurden vom Richter nach ihrer Glaubwürdigkeit beurteilt, sofern keine Aussagen von Augenzeugen vorlagen. Als Zeichen seiner Autorität lag zu Füßen des Richters eine Kalaschnikow. Die Strafen der Taliban waren drakonisch. Verheiratete Ehebrecher beispielsweise wurden gesteinigt, unverheiratete erhielten hundert Peitschenhiebe, ob Mann oder Frau. Pervez und ich setzten uns auf den Boden.

Das Verfahren hatte gerade erst begonnen. Obwohl es hektisch zugegangen und laut, hatte der Richter die Lage im Griff.

»Du behauptest also, daß der Angeklagte deine Tochter entführt und gegen ihren Willen zur Ehe gezwungen hat«, sagte er, an den Kläger gewandt.

»So ist es«, entgegnete der. »Ich bin Händler, und als ich einige Tage verreist war, hat dieser Hund« – er deutete auf den Angeklagten, dessen Schwiegervater wider Willen er war – »meine Tochter entführt, einen Ehevertrag aufgesetzt und die Ehe vollzogen.«

Seine Tochter sei demzufolge keine Jungfrau mehr und somit entehrt, sollte die Ehe tatsächlich erzwungen worden sein. Folgte das Scharia-Gericht der Sichtweise des Klägers, drohte dem jugendlichen Angeklagten, der teilnahmslos auf den Boden starrte, die Todesstrafe. Der etwa dreißigjährige Richter lüftete seinen Turban und fuhr sich mit der Hand durch die

schulterlangen Haare, massierte seinen Vollbart. Ein Laufbursche brachte Tee, anschließend holten Wärter des angrenzenden Gefängnisses die Braut in den Gerichtssaal. Nachdem ihr Vater gegen ihren Ehemann Klage erhoben hatte, war das junge Paar erst einmal verhaftet worden. Das Mädchen zitterte vor Angst. Der Richter sprach besänftigend auf sie ein und versuchte, sie zu beruhigen.

»Sprich«, gebot er dann, »bist du gegen deinen Willen zur Ehe gezwungen worden?«

Das Mädchen redete leise, mit vielen Pausen. Nein, sie habe ihren Mann freiwillig geheiratet. Sie würden sich schon seit vier Jahren kennen. Sie liebe ihn, und er liebe sie. Sie habe sich in die Obhut ihrer Schwiegereltern begeben, weil ihr Vater sie anderweitig verheiraten wolle.

Der Richter lehnte sich zurück und schien erleichtert. »Der Fall ist eindeutig«, sagte er. »Es ist ungewöhnlich, daß eine Frau sich ihren Mann selber aussucht, aber aus der Sicht der Scharia spricht nichts dagegen. Eure Ehe ist rechtlich gültig, ihr könnt beide das Gefängnis verlassen. Alles Gute für euch.« Der Vater des Mädchens wollte Einspruch erheben, aber der Richter fuhr ihm über den Mund. »Sollte ich hören, daß du deine Tochter oder deinen Schwiegersohn bedrohst, bringe ich dich persönlich ins Gefängnis.«

Bevor der nächste Fall verhandelt wurde, ein Fahrraddiebstahl, richtete der Beisitzer das Wort an mich.

»Christ! Du sprichst Arabisch, du kennst den Islam und hast doch den wahren Glauben nicht angenommen. Erkläre dich.«

»Wenn Gott wollte, daß wir alle dasselbe Gesicht trügen, hätte er es gefügt.«

»Er hat nur deswegen verschiedene Gesichter geschaffen, damit die Ungläubigen das einzig wahre Gesicht erkennen: die Religion Mohammeds.«

»Weil das so ist, bin ich hier. Das Königreich Deutschland entbietet seinen Friedensgruß.«

Der Beisitzer verlangte kategorisch, daß ich das islamische Glaubensbekenntnis aufsagte. Der Gerichtsdiener ermahnte ihn, nicht gegen die Gebote der Gastfreundschaft zu verstößen. Der Beisitzer wurde wütend.

»Am Tag des Jüngsten Gerichts werde ich gefragt werden, was ich getan habe, um diesen Ungläubigen zu bekehren. Soll ich mir den Weg ins Paradies erschweren, weil dieser Mann da keine Einsicht zeigt?«

Der Richter kam mir zur Hilfe. Mit einer Handbewegung gebot er Pervez und mir, den Raum zu verlassen.

Dieselben Männer, die uns ins Gericht geführt hatten, begleiteten uns nun zu einer Moschee, in deren Seitenflügel sich eine Art Refektorium befand. In diesem Speise- und Sitzungssaal nahmen wir Platz, wieder auf dem Boden, was mir zunehmend Mühe bereitete. Endlich war ich mit Pervez allein. Wazra, die Kleinstadt, in der wir uns befanden, gehörte zur Provinz Kunar, klärte er mich auf, jener Provinz an der Grenze zu Pakistan, die ultrakonservativ war und überwiegend vom Opiumanbau lebte. Die Bevölkerung stand zu hundert Prozent hinter den Taliban und Al-Kaida. Warum, war nicht ganz klar. Vielleicht, weil die Amerikaner sie angriffen. Oder weil sie Könige anziehender fanden als Präsidenten. Vermutlich verstanden sie genauso wenig, was mit ihnen geschah, wie wir uns den Grund für unsere eigene Heimsuchung erklären konnten.

Nach etwa einer Stunde füllte sich der Saal. Der Richter erschien und mit ihm weitere Taliban. Am Ende hatte sich eine Gruppe von etwa zwanzig Männern eingefunden, die uns grüßten und sich ebenfalls setzten. Tee wurde gebracht, anschließend Brot, Reis und eine scharfe Sauce mit einigen Fleischstücken. Hammel, wie ich feststellte. Das Essen stand

in der Mitte vor uns auf dem Boden, und jeder tauchte sein Brot in den Reis oder die Sauce. Gewöhnungsbedürftig, aber doch beruhigend. Sie teilten ihre Mahlzeit mit uns. Die Botschaft lautete demzufolge, daß Pervez und ich nicht als Gefangene angesehen wurden, sondern als Ehrengäste. Neben mir saß ein Mann, der mich fragte, ob ich die Bibel auswendig gelernt hätte. Nein, dazu habe es leider nie gereicht, antwortete ich. Der Mann sagte, jeder Afghane in dieser Runde könne den Koran Wort für Wort aus dem Gedächtnis vortragen. Schon als Achtjähriger habe er mit geschlossenen Augen den Koran rezitiert, was ihm am Tag des Gerichts erlaube, zehn Gefährten auszuwählen, die mit ihm ins Paradies eingingen. Eigentlich habe er Wirtschaft studieren wollen, sich dann aber für ein religiöses Studium entschieden, weil »Geschäftemachen in der anderen Welt, im Jenseits, keinen Wert hat«.

Ob auch das Diesseits, das Leben an sich, einen Wert habe, fragte ich vorsichtig.

»Der Prophet sagt: Ein Muslim ist ein Fremder in dieser Welt. Sie ist ein Gefängnis für den Gläubigen, ein Paradies für den Ungläubigen. Das Diesseits ist nicht mehr als eine Prüfung in Erwartung der Auferstehung«, sagte der Mann neben mir, der etwa Mitte Zwanzig war und Kommandant der Westfront. Seine Spezialität seien Anschläge auf amerikanische Patrouillen und Angriffe aus dem Hinterhalt, erklärte er stolz. Ich fragte die Runde, warum die Taliban nichts für den Wiederaufbau Afghanistans geleistet hätten, als sie noch in Kabul an der Macht waren.

Die Antwort gab der Richter.

»Wenn Sie mit dem Flugzeug nach Deutschland fliegen und das Flugzeug muß in der Wüste notlanden, was machen Sie dann? Bauen Sie Straßen, Häuser, Schulen oder warten Sie auf Rettung, den Weiterflug in Ihre Heimat?«

Er wartete, bis ich antwortete. Natürlich, ich würde auf Rettung hoffen.

»Sehen Sie, genauso denken wir auch«, fuhr der Richter fort. »Und was für Sie Deutschland ist, ist für uns das Jenseits. Das Paradies.«

Anschließend erhob der Imam der Moschee das Wort. Er war der Älteste in der Runde, ein Mann um die Sechzig. »Der Weg zur Erlösung führt über das Schlachtfeld, egal wo. Überall laufen Muslime Gefahr, von Amerika und dem Westen vernichtet zu werden«, sagte er. »Es kann doch nicht angehen, daß diese minderwertige amerikanische Kultur sich anmaßt, die gesamte Welt ihren Interessen zu unterwerfen. Wir sind die einzigen, die gegen diese Verschwörung Widerstand leisten, ihr Land und ihre Rechte verteidigen.«

Damit waren wir bei dem Thema angelangt, das sie offenbar umtrieb. Die Angriffe der Amerikaner in den letzten Tagen hätten große Zerstörungen angerichtet, mehrere Dörfer und Ortschaften in Kunar seien dem Erdboden gleichgemacht worden. Es fehle an Ärzten und medizinischer Versorgung. Auch die eigenen Verluste seien relativ hoch. Sie wollten wissen, ob wir nähere Informationen über die amerikanischen Pläne und Absichten hätten. Den Einsatz von Bodentruppen fürchteten sie nicht, dazu sei die Provinz zu gebirgig. Um sie zu erobern, würden die Amerikaner weit mehr als zehntausend Soldaten benötigen, die eine leichte Beute für Guerillaangriffe wären. Die Frage sei vielmehr, wie lange die Bombardements und Helikoptereinsätze noch andauern würden. Und welches strategische Ziel die Amerikaner verfolgten. Ihre Fragen waren sachlich und vernünftig. Auch ihr Tonfall ließ erkennen, daß ihnen die Vorfreude auf das Paradies letztendlich lieber war als der Märtyrertod hier und heute.

Allein, ich konnte ihre Fragen nicht beantworten. Im Zweifel sei die Aktion der Amerikaner mehr für die westliche

Öffentlichkeit gedacht und verfolge kein übergeordnetes Ziel. Abgesehen von der Hoffnung, die Taliban und Al-Kaida zu schwächen und ihre Führer auszuschalten.

Dann schwieg ich. Was würde aus Pervez und mir werden? Vor den hiesigen Kämpfern hatte ich keine Angst. Für sie waren wir Informanten, schlimmstenfalls Geiseln. Aber welches Spiel wurde mit uns gespielt?

Als hätte der Richter meine Gedanken erraten, sagte er: »Die Amerikaner wollen Sie vernichten. Genau wie uns.«

Ich überhörte seine Bemerkung und entgegnete, wenn die Taliban aufhörten, Al-Kaida zu unterstützen, würden die Amerikaner sie vermutlich in Ruhe lassen.

Der Imam zeigte sich verärgert über diese Ansicht. Abrupt forderte er die Anwesenden auf, ihm zum Gebet zu folgen. Tatsächlich erhob sich die Gruppe, obwohl einige noch nicht fertig waren mit dem Essen. Ich fragte den Richter, ob er den Namen Karl Wiedemann schon einmal gehört habe. Er verneinte, um anschließend laut in den Saal zu fragen, ob jemand diesen »Afrangi«, diesen Franken, kenne. So nennen die Taliban westliche Ausländer. Stumme Blicke trafen mich, und ich hatte keinen Zweifel, daß die Männer wirklich nichts wußten.

Pervez und ich verbrachten drei quälend lange, ereignislose Tage in Wazra. Wir waren in einem schlichten Gasthaus untergebracht und teilten uns ein Zimmer mit zwei gußeisernen Betten, an denen der weiße Lack fast vollständig abgeplatzt war. Die Taliban ließen uns in Ruhe und wußten wahrscheinlich selber nicht, was sie mit uns machen sollten. Pervez hielt es für klüger, sie nicht zu bedrängen oder sie gar zu fragen, ob wir nach Pakistan ausreisen dürften. Gelegentlich hörten wir in der Ferne das dumpfe Grollen von Artillerie und Flugabwehrgeschützen und den metallischen, schabenden, kratzenden Klang von Streubomben, die kurz vor dem

Aufschlag explodierten. Die Taliban in Wazra verfügten über ein Satellitentelefon, und ich wollte Jonathan Kramer anrufen, der ebenfalls eines mit sich führte. Seine Nummer wußte ich auswendig. Es war die einzige Möglichkeit, ihn und Jennifer zu informieren. Aber die Taliban hielten einen Anruf für zu riskant, weil es für die amerikanische Armee ein Leichtes gewesen wäre, den Standort des Benutzers ausfindig zu machen.

Am vierten Tag wurde Wazra angegriffen. Die Hubschrauber kamen in den frühen Morgenstunden. Ich schlief noch, als der Beschuß einsetzte, der sich nahtlos in meine unruhigen Träume von Jennifer einfügte. Im Schlaf sah ich sie und mich in einem Auto, das eine Allee entlangfuhr. Plötzlich stellten sich uns die Bäume in den Weg, Äste und Zweige umschlangen unser Fahrzeug und hoben es in die Höhe. Die Fensterscheiben zerbarsten, Fangarme und Saugnäpfe griffen nach uns. Zu unserem Entsetzen stellten wir fest, daß wir stark zu bluten begannen. Wir versuchten, die Wunden zu verbinden, aber sie rissen sofort wieder auf. Es sah aus, als würde eine gierige, menschenfressende Krake nach uns greifen, und in dieses Traumbild fügten sich die ersten Schüsse ein, die ersten Einschläge von Raketen und das frenetische, sofort einsetzende Flugabwehrfeuer der Taliban, deren veraltete Flakgeschütze überall in Wazra verteilt standen.

Hastig zogen wir uns an und stürmten aus dem Gästehaus, Pervez und ich. Ein Hubschrauber flog dicht über unsere Köpfe hinweg und feuerte mehrere Salven auf eine Flak, die mitten auf der Straße stand, keine hundert Meter von uns entfernt. Die beiden Taliban wurden regelrecht pulverisiert, ebenso wie ihr Geschütz. In Bruchteilen von Sekunden war nur noch rauchendes, zerfetztes Metall geblieben und eine Legierung aus Gedärmen und Blut. Die Hubschrauber, zehn bis zwölf dürften es gewesen sein, flogen ihre Angriffe in

Wellen, überquerten Wazra zunächst von Süd nach Nord, parallel zu den Gebirgsketten, wendeten in der Luft, wobei sie mehrere Augenblicke stillzustehen schienen, und flogen dann in umgekehrter Richtung zurück, die Stadt erneut mit Raketen, Bomben und einem Sperrfeuer aus Maschinengewehren angreifend. Die Hubschrauber, Apaches, waren behende und leicht – silbergraue Torsi, die ihre tödlichen Künste mit solcher Eleganz vollführten, als wären sie allein der Schönheit und der Perfektion verpflichtet.

Es gab keinen Ort in der Stadt, der Sicherheit bot. Wer überlebte, hatte Glück, mehr nicht. Pervez und ich blieben am Leben, weil wir uns rechtzeitig in die Abwasserrinne geworfen hatten, die parallel zur Straße verlief. Wir lagen buchstäblich in der Scheiße, in die wir auch mit dem Gesicht eintauchten, sobald wir die Nähe der Hubschrauber über unseren Köpfen spürten. Es war sehr eng in dieser Rinne, wir hatten uns seitwärts hineingezwängt, und der Gestank brachte uns beinahe um. Nach wenigen Minuten bereits färbten sich die Abwässer rot. Ich bekämpfte die immer stärker werdende Panik in mir, indem ich die Augen schloß, nur noch durch den Mund atmete und an Jennifer dachte. Ein schlichtes Programm, aber es half. Ich hörte Pervez laut beten. Das Gefühl für Zeit hatte ich schnell verloren, weil in unserer Lage jede Minute eine Ewigkeit war. Die Angriffe hörten genauso plötzlich, wie sie begonnen hatten, auf. Ich sah auf meine Uhr. Es war sechs Uhr zweiunddreißig. Nicht mehr als eine halbe Stunde hatte das Inferno gedauert.

Vorsichtig befreiten wir uns aus unserer Zwangslage. Wir sahen entsetzlich aus, Amöbenwesen aus der Kloake. Es mag unmenschlich sein oder ein Ausdruck von Gefühlskälte, aber unser erster Gedanke galt nicht den Opfern und der Frage, ob wir ihnen helfen könnten. Statt dessen kehrten wir in das zerstörte Gästehaus zurück, suchten in den Trümmern nach

unseren Sachen und stellten zu unserer großen Freude und Überraschung fest, daß aus einigen Leitungen noch Wasser kam. Wir wuschen uns, so gründlich es ging, und ignorierten die Leiche des Nachtwächters, die in der Küche lag, im wahrsten Sinne des Wortes zu unseren Füßen. Wir zogen uns frische Kleidung an und machten Witze über den Abwassergraben: *die* Geschichte überhaupt für unsere Kinder und Kindeskinder. Zu unserer Entschuldigung muß ich sagen, daß wir uns wahrscheinlich in einem Zustand befanden, den die Fachleute als posttraumatische Streß-Störung bezeichnen. Wir verdrängten das Erlebte, um nicht verrückt zu werden.

Den ganzen Tag hing über Wazra eine Wolke aus Rauch, die von den vielen Bränden in der Stadt genährt wurde. Ich weiß nicht, wie viele Tote auf den Straßen lagen. Es waren Hunderte, und die meisten waren Zivilisten. Die größte Panik hatten die massiven Einschläge in den Lehmhäusern ausgelöst, die regelrecht durchlöchert und durchsiebt wurden, bevor sie ganz oder teilweise einstürzten. Männer, Frauen und Kinder waren schreiend auf die Straßen gerannt, sofern sie überlebt hatten, und wurden dort von den Maschinengewehren niedergemäht. Es war keine militärische Aktion, es war ein Massaker.

In Wazra gab es kein Krankenhaus, nur eine Ambulanz mit insgesamt vier Ärzten. Doch sie waren alle tot. Im Laufe des Tages starben sehr viele Menschen an ihren Verletzungen, die sie vermutlich überlebt hätten, wären sie versorgt worden. Ein Sterbender sprach mich auf englisch an und bat mich, ihm eine Zigarette anzuzünden. »*Where are you from?*« fragte er, und er wirkte, als wäre er vollkommen klar bei Verstand. »*Germany*«, sagte ich, nahm eine Zigarette aus der Schachtel, die er in seiner Hemdertasche trug, und zündete sie ihm an. »*Hitler good*«, sagte er. »*America no good*.« Als ich ihm die Zigarette reichte, hob er die rechte Hand, mit der er zuvor sein Hemd in

Höhe des Bauches zusammengehalten hatte. Das war ein Fehler. Das zerrissene, blutverschmierte Hemd öffnete sich, und sein Gedärm trat aus der Bauchhöhle hervor. Er lächelte mich dankbar an und nahm noch mehrere Züge, bevor er starb.

Die meisten Gebäude in Wazra waren zerstört oder schwer beschädigt. In der Moschee, deren Kuppel eingestürzt war, fanden wir die Leichen des Imams und von dem Mann, der mit acht Jahren bereits den Koran auswendig gelernt hatte und jetzt auf das Paradies hoffen durfte. Auch der Beisitzer im Scharia-Gericht, der mich zum Islam bekehren wollte, um am Tag des Jüngsten Gerichts nicht als Versager dazustehen, war tot. Es hatte den Anschein, als wären sie ebenso in die Moschee geflüchtet wie die vielen anderen, die sich hier sicher wähnten und den Tod fanden. Ich hielt es für bemerkenswert, daß selbst ranghohe Taliban in ihrer letzten Stunde lieber beten als kämpfen wollten.

Der Richter dagegen lebte. Wir fanden ihn in der Nähe des Scharia-Gerichts, wo er weiße Leichentücher verteilte. Pervez und ich schlossen uns ihm an und hüben Gräber aus für die Toten. Wazra war ein Leichen- und Trümmerfeld. Verängstigte Menschen irrten durch die Straßen und suchten ihre Angehörigen. Kaum jemand sprach ein Wort, nur die Schreie der Sterbenden und Verletzten durchschnitten die Stille. Im Laufe des Nachmittags begann der Exodus. Die Überlebenden bündelten ihr wenigstes Hab und Gut und verließen die Stadt. Mit Landrovers und Bussen, die meisten aber zu Fuß oder auf dem Rücken von Eseln.

Als die Sonne bereits hinter den Bergen stand, rüstete sich auch der Richter zum Aufbruch. Ohne nach unseren Plänen zu fragen, besorgte er für Pervez und mich zwei Maultiere. Wir sahen keinen Grund, ihm nicht zu folgen. Eine Alternative hatten wir nicht. Auf dem Weg in die Berge schlossen sich uns mehrere Taliban an, die offenbar auf den Richter gewartet

hatten. Unsere kleine Karawane benutzte schmale, unscheinbare Pfade, die in der einsetzenden Dunkelheit kaum zu erkennen waren. Stoisch schritten die Esel voran, die ihren Weg mit schlafwandlerischer Sicherheit fanden. Immer höher stiegen wir in die Berge hinauf, bis wir ein Plateau erreichten. Dort kreuzten sich mehrere Wege, und zu meinem Erstaunen herrschte auf dieser Hochebene ein Betrieb wie auf dem Kurfürstendamm. Hunderte von Menschen waren unterwegs, mit oder ohne Tiere – einige ritten auf Kamelen –, in allen Richtungen, auf der Flucht vor Tod und Verderben. Pervez fragte den Richter, wohin sie ziehen würden, aber er zuckte nur mit den Schultern.

Die Nacht war sternenklar und hell, der Vollmond tauchte die Gebirgslandschaft in ein Licht, das an einen blaustichigen Schwarzweißfilm erinnerte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn Luis Trenker erschienen wäre, ein freundliches »Servus« auf den Lippen und erstaunt über unsere müden, mürrischen Gesichter. Ich wäre weiß Gott lieber in den Alpen unterwegs gewesen als im Hindukusch. Meine Gedanken kreisten in einem fort, ich war erschöpft und mit den Nerven am Ende. Ich versuchte, die Bilder des heutigen Tages aus meinem Bewußtsein zu löschen, ohne großen Erfolg. Vielleicht kam mir deswegen Luis Trenker in den Sinn, der Held der Berge, der Meister des Melodrams, den ich als Kind gerne im Fernsehen bewunderte, weil er spannende Geschichten zu erzählen wußte, die am Ende alle gut ausgingen.

Der Richter sprach leidlich Arabisch, so daß ich nicht auf Pervez' Übersetzungen angewiesen war. Er sagte, wir würden in Kürze Abu Musa Handani treffen. Aus diesem Grund müsse man Pervez und mir jetzt die Augen verbinden. Andernfalls wäre es nicht möglich, sein Versteck wieder zu verlassen. So geschah es. Die Taliban fesselten zusätzlich unsere Hände,

damit wir die Augenbinde nicht lösen konnten. Noch fast zwei Stunden dauerte der Ritt, bis wir unser Ziel erreichten.

»Weißt du, wer Abu Musa Handani ist?« fragte mich Pervez.

»Ich fürchte ja.«

Als Islam-Beobachter kannte ich mich aus. Handani war ein jordanischer Beduine, der sich Osama bin Laden angeschlossen hatte und für Anschläge in Istanbul und Casablanca verantwortlich sein sollte. Auf seinen Kopf war eine Belohnung von fünf Millionen Dollar ausgesetzt. In Afghanistan leitete er angeblich den Aufbau neuer Trainingslager von Al-Kaida. Bei einem amerikanischen Angriff hatte er vor einem Jahr sein rechtes Bein verloren.

Das also hatten wir gemein, dachte ich. Wir hatten überlebt, er ohne, ich mit meinem rechten Bein. Aus seiner Sicht war ich vermutlich ein Schicksalsgefährte. Jedenfalls gab es keinen unmittelbaren Anlaß, mich zur Geisel zu nehmen. Außerdem war ich Deutscher, nicht Amerikaner. Ich räume ein, daß solche Gedankengänge aberwitzig waren. Allerdings schufen der Rücken eines Esels, die Augen verbunden, die Hände gefesselt, nicht die besten Voraussetzungen, um einen klaren Kopf zu behalten.

Irgendwann blieben die Esel stehen. Man half uns beim Absteigen, und wir gingen zu Fuß weiter. Wenig später hörten wir, wie Grußworte ausgetauscht wurden. Ich stieß mit dem Kopf an die Decke. Ich spürte einen kurzen, stechenden Schmerz, anschließend legte jemand seine Hand auf meinen Kopf und dirigierte mich weiter. Links und rechts von mir spürte ich Stein, der in meine Arme schnitt. Als Pervez und ich endlich die Augenbinde ablegen durften und man uns von unseren Fesseln befreite, standen wir inmitten einer weitläufigen Höhle irgendwo tief unter der Erde. An der Decke waren nackte Glühbirnen angebracht, und ich sah mehrere Gänge, die von hier aus abgingen. Die Höhle wurde offenbar

als Empfangsraum genutzt. An den Wänden waren Kissen ausgelegt. Mir fielen die fingerdicken Kabel auf, die teils in Kopfhöhe an den Wänden befestigt waren, teils über den Boden der Höhle verliefen.

Der Richter und die Taliban waren verschwunden. Pervez und ich waren umgeben von mehreren Männern, die uns ohne jede Emotion musterten, wie der Hai seine Beute. Sie forderten uns auf, Platz zu nehmen, und brachten wenig später ein wunderbares Mahl, Brathähnchen und Brot, dazu Wasser und Coca-Cola. Wir waren sehr hungrig, den ganzen Tag hatten wir kaum etwas gegessen, und schlängen mehr, als wir aßen. Nahtlos löste ein Bedürfnis das nächste ab. Wir sind beide eingeschlafen, während wir noch kauten.

Wir verbrachten eine Woche in dem unterirdischen Höhlensystem. Einer Stadt unter der Erde, die Abu Musa Handani und seinen Gefolgsleuten, afghanischen Taliban und arabischen Kämpfern von Al-Kaida, als Hauptquartier diente. Ein Herz der Finsternis, das Mittelalter und modernste Technik verband. Wir befanden uns etwa fünfzig Meter unter der Erde, aber mit Hilfe einer Satellitenschüssel draußen in den Bergen konnte man sogar deutsche Fernsehsender empfangen. Etwa hundert Personen hielten sich dauerhaft in dieser Unterwelt auf, die vor Millionen Jahren durch Erosion und den Druck ungeheurer Wassermassen entstanden sein mußte. Es dauerte lange, bis wir uns zurechtfanden, ohne uns ständig zu verlaufen. Ohnehin durften wir uns nur im »äußeren Bezirk« aufzuhalten, wie die Aufseher den Versorgungsbereich nannten. Der »innere Bezirk«, der Aufenthaltsort von Abu Musa Handani und seinen engsten Vertrauten, war für Pervez und mich zunächst tabu.

Anfangs hatten wir Mühe, die Zeit totzuschlagen. Wir verdrängten die Ungewißheit, die Frage, was man von uns wollte und wann wir endlich in Richtung Pakistan aufbrechen könnten. Da ich zur Klaustrophobie neige, hielt ich mich meistens in der »Empfangshöhle« auf, deren Weitläufigkeit meine Ängste und gelegentlichen Panikattacken einigermaßen linderte. Ich bin kein Höhlenmensch, und ich hoffte inbrünstig, daß meine Seele nicht Amok lief. Die Taliban waren überwiegend freundlich und hilfsbereit. Sie setzten sich gerne zu Pervez und mir und verwickelten mich in Gespräche, die immer wieder auf die Frage hinausliefen, warum ich den

wahren Glauben nicht annähme. Erschüttert über meinen Starrsinn, versorgten sie mich anschließend mit reichlich Essen und Getränken – als wäre ich gemästet der bessere Konvertit. Es fiel mir schwer, die einzelnen Taliban voneinander zu unterscheiden. Sie sahen alle gleich aus, in meinen Augen. Schlank, Vollbart (oder wenigstens doch Ziegenbart), Turban, identische Kleidung: wallende Hemden, die bis zu den Knien reichten, sehr weite Hosen, wahlweise grau, weiß oder sandfarben.

Einmal traf ich auf eine Gruppe, die gerade letzte Anweisungen von Abu Musa Handani erhalten hatte. Sie sollten in Kabul und Kandahar Selbstmordanschläge gegen Amerikaner verüben und fragten mich, ob ich nicht mitkommen wolle. Nein, ich hätte andere Pläne, sagte ich. Außerdem sei ich kein Freund von Gewalt. Ob sie ihrerseits keine Angst vor dem Tod hätten?

»Wir sind hungrig nach dem Tod«, sagte einer aus der Gruppe, von denen keiner älter als zwanzig gewesen sein dürfte. »Der Prophet Mohammed und seine Gefährten hatten doch auch keine Angst vor dem Tod. Sich für die Religion zu opfern ist eine Ehre.« Überdies bestehe das Diesseits nur aus Elend, Entbehrung und Not. »Das Jenseits aber ist vollkommen, es kennt nur Gerechtigkeit, Harmonie und Frieden.« Nicht zu vergessen die Paradiesjungfrauen, die jeden Märtyrer erwarteten. Eine Verheibung, ohne jeden Zweifel. Allerdings stiftete ich Verwirrung, als ich mich erkundigte, woher diese Jungfrauen eigentlich kämen. Waren sie bereits als Jungfrauen ins Paradies eingegangen, oder wurde ihre Jungfräulichkeit erst nach dem Tod wiederhergestellt? Welche Sorte Jungfrauen würden sie in dem Fall bevorzugen? Waren die Märtyrer im Paradies einigermaßen bandagiert oder machten sie Liebe mit klaffenden Wunden, mit aufgerissener Bauchdecke gar?

»Halt die Klappe«, raunzte mich Pervez an, der eine Provokation fürchtete und zunächst nicht übersetzen wollte. Er hatte ja recht, in absurden oder ausweglosen Situationen neige ich zu Ironie. Ich muß mir das dringend abgewöhnen. Aber die angehenden Selbstmordattentäter fanden meine Fragen in Ordnung und erklärten mir, daß ein Märtyrer rein und unversehrt ins Paradies einginge, ähnlich den Jungfrauen. Beide begegneten sich in einem Zustand der Unschuld und der Gnade, so wie Gott sie ursprünglich einmal erschaffen habe – vor ihrer Verderbnis, ihrer Heimsuchung durch die irdische Welt.

Anders als die Taliban hielten sich die arabischen Al-Kaida-Kämpfer von mir fern. Sobald ich auf sie zuging, wichen sie mir aus. Sie zeigten keinerlei Interesse, mit mir zu reden. Vielleicht wollten sie vermeiden, Auskünfte über sich zu geben. Oder sie befolgten eine Anweisung. Die Araber waren mühelos von den Taliban zu unterscheiden. Zwar trugen sie dieselbe Kleidung, doch sie wirkten europäischer. Ihre Gesichtszüge erschienen individueller, ihr Äußeres vertrauter, jedenfalls erkannte ich sie wieder, wenn ich ihnen zufällig erneut begegnete, irgendwo im Höhlenlabyrinth oder vor einer der wenigen Toiletten.

In diesem Zusammenhang möchte ich anmerken, daß mir auch mein eigenes Unterbewußtsein zunehmend unergründlich erschien. Die Ereignisse von Wazra waren nur noch ferne Vergangenheit. Es war geschehen, aber in einer anderen Zeit, die mich nicht mehr berührte. Begann so die Eiseskälte, die mich von keinem Mörder unterschied? Ich war mir nicht sicher, und ich spielte stundenlang mit Pervez Trick-Track, ein im Orient beliebtes Brettspiel. Nur um zu spüren, daß ich noch lebte, nicht mit den Felswänden eins wurde, die mich umgaben wie ein steinerner Sarg. Vier Tage vergingen, ohne daß wir

erfahren hätten, wie es weitergehen würde. Ob wir Gefangene waren oder Gäste.

Am fünften Tag empfing mich Abu Musa Handani. Seine Getreuen geleiteten mich ohne Pervez in den »inneren Bezirk«, sein Hauptquartier. Es bestand aus mehreren Höhlenwaben, die ineinander übergingen. Ein Raum wurde als Moschee genutzt, in einem anderen sah ich Computeranlagen und technische Geräte. Meine Begleiter forderten mich auf, im »Verwaltungsraum« Platz zu nehmen. An den Wänden hingen Poster mit Kalaschnikows und Panzerfäusten, versehen mit Sprüchen wie: »Ihre Feinde hatten ihrer Macht nichts entgegenzusetzen.«

»Sie vernichteten das Ketzertum der Ungläubigen.« Allah, mit Patronenhülsen buchstabiert. In einem Bücherregal stapelten sich abgegriffene Exemplare des Koran und religiöse Schriften, zahlreiche Buchtitel enthielten das Wort Dschihad. Gleich neben dem Eingang stand eine Kalaschnikow. Ich wunderte mich über diese Freizügigkeit. Was, wenn ich sie benutzen würde? »Das Gewehr ist nicht geladen«, sagte einer der Männer, und es hörte sich an wie eine Warnung.

Handani betrat den Raum mit der ausladenden Geste eines Grandseigneurs. »Willkommen«, sagte er. »Willkommen.« Er entschuldigte sich, daß er mich tagelang habe warten lassen. Forderte mich auf, mich wieder zu setzen, mein Besuch sei eine große Ehre, »danke für Ihre Hilfe in Wazra«. Fast gab er sich als Freund. Fragte, ob ich Tee oder Kaffee trinken wolle, erteilte Anweisungen, erkundigte sich, ob ich bequem sitze. Sehr fürsorglich für einen Mann, der zu den gefährlichsten Terroristen weltweit gehörte. Er redete von seiner großen Verantwortung, der Übermacht des Feindes.

»Die Truppen des rauchenden Todes sind über uns gekommen«, sagte er. »Wazra ist überall. Aber wir werden zurückschlagen. Wir werden die Amerikaner vernichten, Mann für Mann.«

Ich sah an ihm vorbei und hoffte, er werde seinen Vortrag bald beenden. Offenbar verlangte er nach Absolution.

»Wir müssen unterscheiden zwischen Terrorismus und Heiligem Krieg. Dschihad bedeutet nicht: Ah, da vorne ist ein Amerikaner, bringen wir ihn um. Das wäre Terrorismus. Der Heilige Krieg ist die gezielte Antwort auf die Taten der Unterdrücker. Wenn beispielsweise ein amerikanischer Pilot getötet wird, weil er Verbrechen gegen die Muslime begangen hat, dann hat er die Antwort bekommen, die er verdient. Glaubenskämpfer töten keine unschuldigen Menschen, im Gegensatz zu amerikanischen Bomben. Der Islam respektiert alle Menschen, sogar Juden und Christen.«

Warum dann der 11. September? Meine Frage war unbedacht, eine Art Abwehr.

»Wir haben die Amerikaner wiederholt aufgefordert, Beweise für die Schuld von Muslimen vorzulegen. Das ist nicht geschehen. Statt dessen haben sie Afghanistan und den Irak angegriffen. Die Amerikaner machen doch, was sie wollen. Heute ist es Al-Kaida, morgen finden sie einen anderen Vorwand, um die Gläubigen zu unterdrücken und ihrer legitimen Rechte zu berauben. Amerika weiß, daß die Zukunft dem Islam gehört. Und davor haben die Ungläubigen Angst. Der Unterdrücker fürchtet den Zorn des Unterdrückten.«

So ging es weiter, zwei Stunden lang. Ich hörte zu und nickte gelegentlich, nicht aus Überzeugung, sondern aus Berechnung. Pervez und ich waren in seiner Macht. Es wäre unklug, Abu Musa Handani zu provozieren oder zu verärgern. Warum aber sein Rededrang, sein unersättliches Bedürfnis, sich zu erklären? Je länger ich ihm gegenüber saß, um so rätselhafter

erschien er mir. War es sein schlechtes Gewissen, das ihn umtrieb? Oder glaubte er wirklich, was er sagte? Die Antwort war sehr viel banaler, wie ich bald darauf feststellen sollte. Er brauchte einen Übersetzer. Nicht irgendeinen, sondern einen westlichen Ausländer. Jemanden, der Vertrauen erweckte. Der ihrem Gefangenen die Angst nahm.

»Wir haben ihn«, erklärte Handani, »unweit von Wazra abgeschossen. Seinen und noch einen weiteren Hubschrauber. Zwei Piloten haben wir lebend erwischt, die übrige Besatzung ist verbrannt.« Er beschwore die Greuel in Wazra und anderen Orten unweit der Grenze zu Pakistan, die ich nicht kannte. Dann erhob er sich und bat um Entschuldigung, er habe einen Termin. Er sagte wirklich »Termin«. Was für Verpflichtungen mochte die Höhle für ihn bereithalten? fragte ich mich. Seine beiden Begleiter, die stumm im Schatten des Eingangsbereichs gewartet hatten, forderten mich auf, ihnen zu folgen.

Wir liefen durch ein Labyrinth von Gängen, bis wir das »Gefängnis« erreichten, einen Hohlraum in der Wand, kaum zwei Meter tief, vergittert und dunkel. Mit Taschenlampen leuchteten die Begleiter in die Zelle hinein. Der gefangene amerikanische Pilot kauerte auf dem Boden. Er sah übel zugerichtet aus, ohne daß zu erkennen war, ob seine Verletzungen vom Absturz stammten oder aber von Handanis Leuten. Über seinen kahlgeschorenen Kopf und das Gesicht verliefen dunkelrote Spuren getrockneten Blutes. Sein olivgrüner Militäroverall war an den Schultern und Beinen zerfetzt, Schuhe trug er keine. Er saß da wie ein kleines Kind, das mit Bauklötzen spielt. Sein Gesicht war teilnahmslos und leer. Er sah uns an, ohne uns wahrzunehmen. Meine Begleiter sagten: »Rede mit ihm«, und entfernten sich.

»*Hi*«, sagte ich. »*Hello*.«

Er zeigte mit der Hand auf mich. Bewegte den Kopf, hob und senkte ihn, rhythmisch und tänzelnd, fast verzückt. Dann

sprach er mit lauter Stimme, dunkel und klar, die Worte an die Felswände schleudernd, wo sie mit einem leichten Hall verklangen: »Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, und allen Brüdern und Schwestern, daß ich Gutes unterlassen und Böses getan habe – ich habe gesündigt durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld! Darum bitte ich die selige Jungfrau Maria, für mich zu beten zu Gott, unserem Herren.«

Ein Katholik also. Ein gläubiger Bomberpilot und Scharfschütze. »Waren Sie dabei, als Wazra angegriffen wurde?« fragte ich ihn, und ich erschrak über die Härte in meiner Stimme. Es war mehr als nur Entschlossenheit, ich spürte den Haß, der aus mir sprach.

Der Gefangene rutschte auf Knien zu den Gitterstäben, an denen er sich hochzog. Er sah mir in die Augen, und mir wurde klar, daß er den Verstand verloren hatte. Ein irres, flackerndes Leuchten lag in seinem Blick, er redete wie ein Wanderprediger auf dem Weg zum Jüngsten Gericht: »Du bist in unserer Mitte, Herr, und dein Name ist über uns ausgerufen; verlaß uns nicht, Herr, unser Gott!«

Ich fragte ihn nach seinem Namen, sagte ihm meinen, erzählte von Berlin und hoffte, er würde seine Heimatstadt nennen, doch ohne Erfolg. Er ließ sich nicht beirren, rief Gott an und bat um Vergebung für seine Sünden. Ich ging zurück in den »inneren Bezirk«, dorthin, wo ich Handani getroffen hatte. Niemand hielt mich auf, die gleichgültigen Blicke derer, die mir begegneten, irritierten mich. Sie sahen mich an, als wäre mein Schicksal besiegt. Wenig später entdeckte ich Pervez, der sich in einer Ecke erbrach, umringt von mehreren Männern, die ihm gut zuredeten und ein Handtuch reichten.

»Was ist geschehen?« fragte ich ihn.

»Das Video«, keuchte er. »Hast du nicht das Video gesehen?«

Sie zeigten es mir. In einem Raum, der mit modernster Fernsehtechnik ausgestattet war. Ein junger Bursche legte die Kassette ein, ich setzte mich auf einen weißen Plastikstuhl und war umringt von mehreren Männern, die weniger auf den Fernseher achteten als auf mich, meine Reaktionen. Das Video zeigte zwei Männer, links den Gefangenen, mit dem ich gerade gesprochen hatte, rechts den anderen Piloten, wie ich erfuhr. Beide waren mit den Händen auf dem Rücken gefesselt. Sie saßen auf dem Boden, vor einer Fototapete, die ein malerisches Bergdorf in den Alpen zeigte, eine Wiese und braunweiße Kühe. Aus dem Hintergrund war eine Stimme zu hören, die auf die Männer in schlechtem Englisch einredete. »Gebt ihr zu, daß ihr Mörder seid?« fragte die Stimme. Beide nickten. »Ja, wir sind Mörder. Es tut uns leid, was wir getan haben.«

»Warum habt ihr unschuldige Muslime getötet?« fragte die Stimme weiter. Die beiden hatten keine Chance, daran bestand kein Zweifel.

»Wir haben unseren Befehl ausgeführt«, sagte der Mann zur Rechten, der ebenso kahlköpfig war wie sein Mitgefangener. Sein Gesicht zeigte grüne und blaue Flecken.

»Was für einen Befehl.«

»Terroris... den Widerstand ausschalten.«

»Sie wollen sagen: Muslime töten.«

»Es... Es tut uns leid. Es tut uns wirklich leid.«

»Wenn ein Muslim in Amerika einen Juden oder einen Christen tötet, kann er dann sagen: Es tut mir leid, und kommt ungestraft davon?«

»Nein, Sir, ich glaube nicht, daß er, daß jemand, wenn er jemanden... wenn er jemanden tötet...«

»Hat man Sie gezwungen, in der Armee der Kreuzfahrer zu dienen?«

»In der...? Sir, ich verstehe Ihre Frage nicht.«

»Warum dienen Sie den Kreuzfahrern!«

»Sir, ich bin Pilot der amerikanischen Luftwaffe.«

»Das wissen wir. Wir kennen auch Ihren Namen. David Cohen.«

»Das ist richtig, Sir.«

»Warum also macht sich ein Jude mit den Kreuzfahrern gemein.«

»Sir, ich habe nie eine Kreuzfahrt gemacht. Ich verstehe Ihre Frage nicht.«

»Sie sind ein Jude, der mit den Christen Krieg gegen die Muslime führt. Das ist ein abscheuliches Verbrechen. Sind Sie sich darüber im klaren?«

»Sir, wir bitten Sie, uns als Kriegsgefangene zu behandeln.«

»Wir werden Sie nicht anders behandeln als die Amerikaner uns in Guantanamo Bay.«

Die Stimme wandte sich ausschließlich an David Cohen, auf den auch die Kamera langsam zufuhr, bis nur noch er im Bild war.

»Jude, warst du in Israel?«

»Sir, ich war nie in Israel.«

»Du lügst, Jude.«

»Ich war nie in Israel.«

»Du behauptest tatsächlich, daß du nie bei den Heuchlern warst?«

»Ich... bei...?«

»Warst du jemals in Israel!«

»Nein!«

Im Hintergrund tauchte ein Mann auf, der Cohen ins Gesicht schlug. Nur seine Arme, die Hände und ein Teil seines weißen Gewandes waren zu sehen. Anschließend legte der Mann dem Gefangenen ein Foto auf den Schoß.

»Sag uns, was du auf dem Foto siehst«, befahl die Stimme.

»Es... es... ich...«

»Rede!«

»Ich bin auf dem Foto! In Gottes Namen, ich bin auf dem Foto, was ist daran so schlimm!«

»Wo wurde das Foto gemacht?«

Cohen schwieg.

»Wo wurde das Foto gemacht!«

Cohen schwieg noch immer, was hätte er auch sagen sollen. Wieder schlug der Mann ihm ins Gesicht.

»In Jerusalem«, sagte er leise.

»Rede lauter! Wo wurde das Foto gemacht!«

»In Jerusalem!«

»Lauter!«

»In Jerusalem!« schrie Cohen.

»In Jerusalem«, wiederholte die Stimme zufrieden. »Wo in Jerusalem?«

»An der Klagemauer.«

»An der Klagemauer. Hast du nicht eben behauptet, du wärst nie in Israel gewesen?«

»*Fuck you, motherfucker.*«

Derselbe Mann, der Cohen zuvor geschlagen hatte, hielt daraufhin eine Pistole an seinen Kopf.

»Du hast also gelogen, Jude. Du hast geglaubt, du kannst uns für dumm verkaufen, obwohl das Foto in deiner Brieftasche steckte. Du tötest unschuldige Muslime, und du besitzt die Frechheit, uns anzulügen. Du sagst, du warst nie in Israel, in Wirklichkeit dienst du einem falschen Gott, der täglich neue Märtyrer und arabische Helden schafft. Schon der Prophet Mohammed, Gott schenke ihm Segen und Heil, hat deinesgleichen aus Mekka verjagt, die Heuchler und die Lügner.«

An dieser Stelle wurde David Cohen eine schwarze Kapuze über den Kopf gezogen. Er versuchte, sich zu wehren, und schrie einen Augenblick, aber nach mehreren Schlägen mit dem Schaft der Pistole wurde er still.

»Im Namen Gottes und seiner edelmütigen Kämpfer für die Wahrheit, im Namen der Unterdrückten und Entrechten verurteilen wir dich, David Cohen, zum Tode. Das Urteil wird sofort vollstreckt. Du hast noch Zeit für ein letztes Gebet.«

Die Kamera zeigte allein die schwarze Kapuze, die zuckte und sich hin und her bewegte. Der Gefangene murmelte unverständliche Worte, er schluchzte und weinte. Der Bildausschnitt vergrößerte sich, und man sah, wie sich ein verummumpter Mann zwischen David Cohen und seinen Mitgefangenen stellte, der ungläubig auf den Boden starrte und offenkundig nicht mehr bei Sinnen war. Dieser Mann richtete seine Pistole auf die Kapuze in Höhe der Schläfe Cohens. »Ich bin Jude und Amerikaner«, sagte er unvermittelt und laut, dann drückte der Mann ab.

Es folgte ein Schnitt, und man sah einen ausgebrannten Hubschrauber irgendwo im Hochland. Die amerikanischen Hoheitszeichen waren deutlich zu erkennen. Die Kamera schwenkte nach rechts. Ein Mann saß reglos im zerstörten Cockpit. In seinem Kopf klaffte ein großes Loch. Es war die Leiche von David Cohen. Mehrere Männer versammelten sich vor dem Hubschrauber und begannen, den Toten und das Cockpit mit Steinen zu bewerfen. Sie sahen aus wie gewöhnliche Dorfbewohner, Bauern, die ihre Feldarbeit unterbrachen, um Rache und Vergeltung zu üben. Minutenlang schleuderten sie Steine auf den Toten, dann verteilten sie Benzin und zündeten ihn an. Schließlich machten sie sich mit armlangen Messern über den verkohlten Leichnam her und trennten die Gliedmaßen vom Rumpf, die sie johlend an zwei Bäumen aufknüpften.

Die Szene war das Entsetzlichste, was ich je gesehen hatte. Mir drehte sich der Magen um, und ich verstand, warum Pervez sich übergeben mußte. Die Umstehenden fragten mich, was ich über den Film dachte. Ich antwortete nicht. Sie sagten

mir, das Video sei vor drei Tagen fertiggestellt und über den arabischen Satellitensender *Al-Jazeera* weltweit ausgestrahlt worden. Der Erfolg übertreffe alle Erwartungen, in Amerika und Europa werde erwogen, den Einsatz in Afghanistan zu beenden.

Ein Mann kam und bat mich zum Tee mit Abu Musa Handani. Dort, wo er mich empfing, lief ein Fernseher. Er verfolgte eine Sondersendung auf CNN, in der es um die Ermordung David Cohens ging. Handani war nicht weniger höflich und verbindlich als bei unserer ersten Begegnung eine Stunde zuvor. »Ich bin mir darüber im klaren, daß Sie unseren Standpunkt möglicherweise nicht teilen«, sagte er. »Dagegen ist nichts einzuwenden. Vergessen Sie aber nicht, daß wir uns im Krieg befinden. Diese Leute haben weitaus mehr Araber und Muslime getötet als wir Amerikaner.«

Ich nahm mir von dem Tee, der auf einem beinahe flachen Felsvorsprung stand. Ich muß nicht betonen, daß ich keine Neigung verspürte, mit Handani über Fragen von Moral und Ethik zu streiten. Es wäre sinnlos und gefährlich gewesen. Ich dachte allein darüber nach, wie Pervez und ich dieser Höhle wieder entrinnen könnten. Gleichzeitig war ich beschämt über meine Gefühlskälte. Wie schon zuvor in Wazra lief mein Unterbewußtsein auf Hochtouren, um das Gesehene wieder zu verdrängen. Ich wollte mich in meinem Herzen nicht berühren lassen. Im nachhinein schäme ich mich dafür. Ich war selber in Wazra knapp dem Tod entronnen, und ich hatte einer grauenhaften Hinrichtung beigewohnt, indirekt jedenfalls. Dennoch blieb ich innerlich ruhig, fast gleichgültig, ungeachtet meiner Verzweiflung, und spielte in Gedanken die Möglichkeiten durch, was als nächstes passieren könnte. Eine innere Stimme sagte mir, daß Pervez und ich keinen Anlaß

hatten, um unser Leben zu fürchten. Handani brauchte uns. Ich wußte nicht, wofür, aber ich war mir relativ sicher. Zu meiner Entlastung möchte ich anmerken, daß mich die Ermordung Cohens und seine Leichenschändung natürlich schockiert hat. Aber an der Stelle, wo andere Menschen Gefühle wie Trauer, Wut, Abscheu erkennen lassen, klaffte bei mir noch immer ein tiefes, schwarzes Loch. Ich verdrängte die Wirklichkeit, um nicht selber wahnsinnig zu werden.

»Der Gefangene, mit dem Sie sich unterhalten haben«, sagte Abu Musa Handani, »heißt Tom Franklin. Wir haben seinen Hubschrauber abgeschossen, als er eine Gruppe Flüchtlinge angriff. Die Piloten hatten uns nicht gesehen, weil wir hinter einer Felsspalte versteckt waren. Wir haben sie mit einer schlichten Panzerfaust erwischt.« Er fuhr fort mit Erzählungen über seine eigenen, zahlreichen Kampfeinsätze, die er sehr sachlich schilderte. Er kam mir vor wie ein Chirurg, der selbstbewußt von einer komplizierten Operation berichtet und versichert, sie würde dank der Umsicht aller Beteiligten Medizingeschichte schreiben. Handani wirkte weder fanatisch noch unbelehrbar, nicht äußerlich. Er war von seiner Mission überzeugt und sah sich als Freiheitskämpfer. In seinen Augen war ihm gerade ein äußerst intelligenter Schachzug gelungen. Zufrieden warf er immer wieder einen Blick auf die Berichterstattung von CNN, während er mit mir redete.

»Tom Franklin entspricht nicht unseren Erwartungen. Seit der Hinrichtung Cohens benimmt er sich sehr merkwürdig. Ich habe den Eindruck, daß er verrückt geworden ist.«

»Wundert Sie das?«

»In der Tat, das wundert mich. Er ist schwach, obwohl er keine Skrupel hatte zu töten.«

Er ignorierte mein Schweigen und erwähnte erstmals sein Anliegen. Handani wollte den Amerikanern eine »Friedensbotschaft« zukommen lassen, wie er sagte. Er stellte

sich ein Video vor, das ihn und seine engsten Vertrauten im Gespräch zeigte. Sie würden auf dem Boden sitzen, hinter sich eine Felswand, und Tee trinken. Ihre Kalaschnikows wären an die Wand gelehnt. Ein Bild, das Einfachheit, Bescheidenheit und den Wunsch nach Frieden vermitteln solle, ersichtlich an den abgestellten Waffen. Er fragte mich, was ich von der Idee hielte. Ich sagte ihm, daß sie gar nicht mal schlecht sei, die Botschaft angesichts der Ermordung von David Cohen und der Schändung seiner Leiche mit großer Wahrscheinlichkeit allerdings ins Leere ginge. Ohnehin gebe es mittlerweile viel zu viele Videos von dieser Sorte. Mein Einwand störte Handani nicht, weil er damit gerechnet hatte. Er war entschlossen, die Zuschauer in Amerika (und Europa) für sich einzunehmen. Handani stellte sich das so vor: Die arabische Männerrunde würde ihre Kampfbereitschaft betonen, ihre Entschlossenheit, für die »heilige Sache« zu sterben – ganz ähnlich dem Propheten Mohammed, als er vor tausendfünfhundert Jahren mit wenigen Getreuen von Mekka nach Medina zog, von »ungläubigen« Geschäftsleuten aus seiner Heimatstadt vertrieben. Doch nur wenige Jahre später sei Mohammed im Triumph zurückgekehrt, als Prophet und Führer anerkannt, sagte Handani lächelnd – offenbar sah er sich in direkter Nachfolge seines Vorbilds, seines mißverstandenen Idols.

»Schön«, sagte ich. »Sehr schön. Aber was hat das alles mit Tom Franklin zu tun?«

Seine Idee sei die folgende, entgegnete Handani: Er werde sich aus der Runde erheben und auf den Amerikaner zugehen, der rechts von der Gruppe gefesselt auf dem Boden säße. Tom Franklin müßte seine Verbrechen vor laufender Kamera bereuen, anschließend würde er ihm die Fesseln durchschneiden. Der Pilot wäre ein freier Mann und könnte zu

den Seinen zurückkehren. Handani musterte mich mit großen, fragenden Augen.

»Verstehe«, sagte ich. »Verstehe. Sie denken ähnlich wie Hollywood.«

»Das alles setzt voraus, daß Mister Franklin seine Rolle spielt. Aber er hat den Verstand verloren!«

»Ja, er redet nur noch von Gott.«

Handani war besessen von seiner Geste »an das amerikanische Volk«. Er meinte tatsächlich, was er sagte: Die Amerikaner beenden ihren Krieg gegen die Muslime, und Al-Kaida enthält sich weiterer Angriffe. Handani dachte wie ein Beduine. Mann gegen Mann. Auge um Auge. Auf den Mord an David Cohen sollte die Freilassung von Tom Franklin folgen. Damit war die Blutrache für die Bombardierung afghanischer Dörfer ausgesetzt. Aus beduinischer Sicht war das ein Zeichen der Versöhnung. Er hoffte, die amerikanische Regierung würde ihm dafür Respekt zollen und Handani als weitsichtigen und vor allem gleichberechtigten Kämpfer anerkennen. Von westlicher Machtpolitik und westlichem Denken verstand er ebenso wenig wie die meisten Taliban und Al-Kaida-Kämpfer. Ich überlegte, ob ich ihn über seinen Irrtum aufklären sollte, aber falls er das einsehen würde, könnte er ohne weiteres auf die Idee kommen, auch Tom Franklin zu liquidieren. Ich erklärte mich bereit, noch einmal mit ihm zu reden.

»Die himmlischen Heerscharen sind ausgezogen, uns zu vernichten!« begrüßte mich Tom Franklin. Seine vom Schmutz schwarz gewordenen Hände umklammerten die Gitterstäbe, als gäben sie ihm Halt. Der irrsinnige Blick erinnerte mich an Jack Nicholson in *Shining*, wie er seinen Kopf durch die von ihm zerschlagene Tür zwängt, bereit zu töten. Dazu war der Gefangene kaum in der Lage, aber er gab zu erkennen, wie es

um ihn stand. Er warf mit religiösen Visionen regelrecht um sich, bis ich ihn anschrie, es sei genug jetzt.

Verblüfft starrte er mich an, um wenige Augenblicke später mit seinen Tiraden fortzufahren. War ich zunächst ein beliebiger Adressat seiner Klagen gewesen, wurde ich nun zum Gegenstand seines – wie soll ich sagen: heiligen Zorns. Ich selber war Satan. Das Böse. Der Feind. Der apokalyptische Reiter. Mir war das alles recht, nur spielte er mit seinem Leben.

Das Video war seine einzige Hoffnung, die Höhle wieder zu verlassen. Irgendwie mußte ich an ihn herankommen, seine Seele erreichen, Satan hin oder her.

Wieder brüllte ich ihn an: »Halt die Klappe!«

»Weiche von mir, Satan!«

»Du bist jetzt ruhig, oder ich verpasse dir das Jüngste Gericht. Hast du mich verstanden, du falscher Apostel?«

»Wer wagt es, so mit mir zu reden?!«

»Ich bin es, der Herr, dein Gott, und ich befehle dir zu schweigen!«

Was für eine Blasphemie! Aber es wirkte. Tom Franklin erstarre und sackte zu Boden. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte um Gnade gewinselt. Ich gebe zu, daß in mir zwei Stimmen sprachen.

Die eine sagte: Was kümmert dich dieser Mann. Er hat den Tod vieler Afghanen zu verantworten. Ein Verlust für die Menschheit wäre sein Ende nicht. Wer Wind sät, wird Sturm ernten, in seinen Worten gedacht.

Die andere sagte: Erhebe dich nicht über andere. Du bist nicht sein Richter. Wenn du helfen kannst, sein Leben zu retten, dann mußt du es tun, das Schicksal David Cohens verpflichtet dich dazu.

Letztendlich war er ein armes Schwein, egal, was er angerichtet haben mochte. Dieser Gedanke gewann in mir die

Oberhand, obwohl er höchstwahrscheinlich auch mich in Wazra beschossen hatte.

Ich erzählte ihm die Geschichte von Hiob, seiner Frömmigkeit und Heimsuchung, wie er alles verlor, das ihm lieb und teuer war, seine Familie, seine Freunde, seinen Besitz, aber nie seinen Glauben, nicht anders als du selber, Tom Franklin. Wie Hiob Gottes Vergebung suchte und fand, daß Erlösung darin bestünde, das Unvermeidliche anzunehmen und seine Würde zu bewahren – gegen das Schicksal, gegen jeden, der sich selbstgerecht und anmaßend verhalte. Ich glaube kaum, daß meine Worte Tom Franklin erreichten, aber er hörte immerhin zu und nickte. Dann erzählte ich ihm von dem Video und dem Bild, das er abzugeben habe, dankbar, seine Fesseln abzustreifen, und freundlich lächelnd, wobei gegen eine Lobpreisung Gottes nichts einzuwenden sei. Im Grunde eine Rolle, die ihm auf den Leib geschrieben sei. Nichts, das er sich mühselig aneignen müsse.

»Mir wird nicht vergeben werden«, sagte Tom Franklin und begann zu weinen. »Ich habe gesündigt. Ich habe Menschen getötet. Nicht anders als die, die David umgebracht haben. Ich bin nicht besser als diese Verbrecher.«

»Menschen, die ihre Taten bereuen, wird Gott vergeben«, behauptete ich.

»Ich bin müde. Lassen Sie mich schlafen. Ich bin sehr müde.«

Abu Musa Handani gegenüber äußerte ich meine Zuversicht, daß der Gefangene mitspielen werde. Aber ich sollte mich täuschen.

In der Nacht öffnete Tom Franklin sich die Pulsadern mit einem scharfen Stein. Ich war der erste, den die Wärter am frühen Morgen zu seiner Leiche führten. Mit großer Geste deuteten sie auf den Toten, als wäre ich dafür verantwortlich.

Wenig später kam auch Handani. Es war das erste Mal, daß ich ihn gehen sah. Bislang hatte er in meiner Gegenwart entweder gestanden oder gesessen, bestenfalls ein paar Schritte in Richtung Stuhl oder Sitzkissen gemacht. Er trug eine Beinprothese, die offenbar schlecht saß. Er mußte sie mit beiden Händen regelrecht nach vorne werfen, um voranzukommen. Mit zwei Krücken wäre er vermutlich schneller gewesen, aber er versuchte offenbar, auf keinen Fall als behindert zu gelten. Viele Araber, vor allem Analphabeten, halten Krüppel für minderwertig, sehen sie als Menschen, die Gott strafen will – um ihrer oder der Sünden ihrer Angehörigen willen. Handani legte Wert auf sein Image als Kämpfer und Märtyrer, und für dieses Zeugnis nahm er bereitwillig jede Strapaze in Kauf. Wie er dort den Gang entlanghumpelte, sich jede Hilfe verbat und der Schweiß auf seiner Stirn stand, vor Anstrengung und Scham, war er mir menschlich am nächsten. Natürlich verurteilte ich seine Verbrechen wie auch die seiner Gegenspieler, nur spielte Moral in dieser Höhle, fünfzig Meter unter der Erde, längst keine Rolle mehr. Mich bewegte die Frage, warum sich Menschen vor allem unter extremen Bedingungen offenbaren, wenn sie ihre Verletzungen, wenn sie die Ausweglosigkeit ihres Daseins nicht länger vor sich und anderen verbergen können. Siehe, ein Mensch, dachte ich, als ich Handani humpeln sah, David Cohen unter seiner

schwarzen Kapuze weinte, Tom Franklin um Vergebung bat. Ein Muslim, ein Jude, ein Christ. Am liebsten hätte ich eine Konferenz organisiert, auf der sie sich alle drei so lange anschrien und verächtliche Parolen um sich warfen, bis sie anfingen, miteinander zu reden.

Es gab nichts mehr zu tun. Nicht an diesem Ort. Ich fragte Handani, ob wir zusammen frühstücken wollten. Die Frage erstaunte ihn, aber er willigte ein. Um ihn nicht zu erniedrigen, ging ich voraus und wartete in seinem »Büro« auf ihn, wie von ihm vorgeschlagen. Dort wurde das Essen serviert, Pervez saß neben mir, uns gegenüber Handani, insgesamt eine Gruppe von etwa zwanzig Arabern und Afghanen. Ohne daß ich etwas gesagt hätte, war allen Anwesenden klar, daß die Stunde des Abschieds gekommen war. Ich wollte das Thema nicht direkt ansprechen, weil ich Handanis Pläne nicht kannte. Also versuchte ich, ihm eine Brücke zu bauen. Ich schlug vor, daß er das Video wie geplant drehen solle. Ich würde die Rolle von Tom Franklin übernehmen. Mir erschien das als ein genialer Schachzug. Was immer das Motiv meiner Auftraggeber gewesen sein mochte, mich nach Peshawar und Dschalalabad zu entsenden – es war höchste Zeit, aus diesem mysteriösen Projekt auszusteigen. Mit Hilfe des Videos wäre mir ein *hero's welcome* sicher, auf das ich nicht des Effektes willen bedacht war, sondern aus Gründen des Selbsterhalts. Wer wollte ausschließen, daß ich das Opfer einer Intrige werden könnte? Ich räume ein, daß ich mir diese Frage sehr viel früher hätte stellen müssen. Statt dessen habe ich sie verdrängt, in der irriegen Annahme, in der Fremde meine Lebensgeschichte zu finden. Meine Wurzeln. Einen Sinn.

Nun, in gewisser Weise habe ich mich tatsächlich gefunden, mein Schicksal und meine Bestimmung, allerdings auf eine Weise, die ich in meinen schlimmsten Alpträumen nicht für möglich gehalten hätte. Gemessen an dem, was folgen sollte,

war Abu Musa Handani ein kleiner Taschendieb. Wie auch immer, er reagierte erstaunt auf meinen Vorschlag. Er blickte in die Runde und machte mit der rechten Hand eine drehende Bewegung in der Luft, eine Geste, die unter Arabern Unverständnis signalisiert.

»Hat denn niemand unseren deutschen Freund informiert?« fragte er.

Die Männer blickten zu Boden. Betretenes Schweigen folgte, das Handani selber brechen mußte. Offenbar hatte niemand den Mut zu sagen, was ihren Anführer umtrieb. Er verlangte, daß ein Fernseher und ein Videogerät herbeigeschafft würden, einschließlich der entsprechenden Kassetten.

»Wir zeichnen das gesamte Programm von CNN auf, vierundzwanzig Stunden am Tag«, erklärte Handani. »Die wichtigsten Beiträge werden archiviert. Was Sie jetzt sehen, sind Aufzeichnungen von gestern und vorgestern. Die genaue Sendezeit ist jeweils eingeblendet.«

»Sie zeigen mir bitte keine Hinrichtungen mehr.«

»Urteilen Sie selbst.«

Das erste Video zeigte Karl Wiedemann, den blonden Hamburger Geschäftsmann, den ich ausfindig machen sollte. Er war von Kopf bis Fuß mit Staub bedeckt, wirkte fahrig und nervös. Seine Begleiter, pakistanische Polizisten und Militärs, stützten ihn und drängten aufdringliche Journalisten zur Seite. CNN-Reporter Jonathan Kramer berichtete, dem Deutschen sei eine abenteuerliche Flucht aus dem Gewahrsam eines der weltweit gefährlichsten Al-Kaida-Terroristen gelungen, Abu Musa Handani.

Mir wurde heiß und kalt. Ich spürte, wie mir der Boden unter den Füßen entglitt und mein Körper mehr und mehr überging in eine Art freien Fall, mein Magen sich zusammenzog und das Herz raste. Das Atmen fiel mir schwer.

Nächstes Video: Karl Wiedemann in frischer Kleidung und rasiert. Jonathan Kramer berichtete von einer Pressekonferenz in der Hauptstadt Islamabad, im Hotel Marriott, neben ihm der deutsche Botschafter. Wiedemann erzählte, wie er in Dschalalabad von einem bewaffneten Kommando entführt worden sei, das ihn in die Berge verschleppt habe. Dort sei er in einem unterirdischen Höhlensystem festgehalten worden, gemeinsam mit den beiden Piloten David Cohen und Tom Franklin. Er habe »den Verbrecher Handani« auf Knien angefleht, Cohens Leben zu schonen, ja, er habe angeboten, an seiner Stelle zu sterben, aber Handani habe den Unglückseligen kalt lächelnd erschossen und gedroht, auch ihn, Wiedemann, zu töten. Was mit Franklin geschehen sei, wisse er leider nicht – an dieser Stelle faßte er sich mit der linken Hand an die Stirn, Trauer und Fassungslosigkeit signalisierend. Zu seinem Entsetzen habe er feststellen müssen, daß auch ein Deutscher zu »der Mörderbande Handanis« gehöre, ein Mann namens Ralf Horenburg.

Ralf Horenburg, das war ich. Er sprach es aus wie »Hurenburg«.

Nächstes Video: Ein CNN-Reporter vor dem Brandenburger Tor. »Unbestätigten Berichten zufolge handelt es sich bei Horenburg um einen Mitarbeiter des deutschen Geheimdienstes mit guten Kontakten zu fanatischen Mohammedanern. Angeblich hat er bis zu achtzig Millionen Dollar unterschlagen – Geld, das die Bundesregierung für die Terrorbekämpfung und den Wiederaufbau Afghanistans vorgesehen hat. Hohe Beamte in Berlin befürchten, daß Horenburg mit Abu Musa Handani zusammenarbeitet, einem engen Vertrauten Osama bin Ladens. Zu der Frage, wie es dem deutschen Terrorhelfer gelingen konnte, eine so hohe Summe zu unterschlagen, schweigen die verantwortlichen Stellen.«

Mehr und mehr nahm ich die Videos wie aus einer Vogelperspektive wahr. Ich erkannte, daß ich nur noch ein Spielball fremder Interessen war, auf die ich ebensowenig Einfluß hatte wie auf mein künftiges Schicksal. Von nun an war ich ein Getriebener, ein Gejagter, daran bestand kein Zweifel. Um mich herum nichts als Lügen, Infamie und Verrat, wobei ich nicht einmal zu sagen wußte, wer der maßgebliche Urheber dieser perfekt eingefädelten Intrige war. Es kam mir vor, als sei ich im Zentrum eines Orkans, der über mein Leben hinwegfegte und es mit sich riß wie eine Hütte aus Stroh.

Sogar Abu Musa Handani sah sich veranlaßt, auf Wiedemanns Ungeheuerlichkeiten zu reagieren. In einer Tonband-Aufzeichnung, die vom arabischen Nachrichtensender *Al-Jazeera* ausgestrahlt wurde, nannte er den Geschäftsmann einen »schamlosen Lügner und Betrüger«. Zu keinem Zeitpunkt habe er sich in der Gewalt der »Gruppe Handani« befunden. Es gebe eindeutige Beweise, daß der Deutsche in Pakistan und Afghanistan für die CIA spioniert habe. Wahrscheinlich habe er selber die achtzig Millionen Dollar gestohlen, möglicherweise mit Wissen westlicher Geheimdienste. Ein Ralf Horenburg sei der »Gruppe Handani« nicht bekannt.

Meine ärgsten Widersacher wurden von Amerikanern, Chinesen, Finnen, der halben Welt interviewt, von deutschen Sendern ganz zu schweigen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, wie die Journalisten an die Namen von Leuten gelangen konnten, die ich selber teilweise schon längst vergessen hatte. Sie sagten Dinge wie: Ralf Horenburg sei ein verschlossener Mensch. Er führe ein Doppel Leben, immer schon. Hinter seiner Freundlichkeit würden sich Abgründe verbergen. Man könne ihm nicht trauen. Er halte sich für etwas Besseres. Geregelte Arbeit liege ihm nicht. Er habe wechselnde und flüchtige Beziehungen, zu Männern und Frauen. Als Jugendlicher sei er

gerne nach Amsterdam gefahren, um Drogen zu konsumieren. Auch der ehemalige Wirtschaftssenator von Berlin durfte nicht fehlen, der die politische Laufbahn meines Vaters beendet hatte. Mit heiserer Stimme mahnte er vor laufender Kamera: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.«

Lügen, nichts als Lügen. Ich war verzweifelt und fühlte mich allein wie nie zuvor in meinem Leben. Doch dann erkannte ich auf dem letzten Video, daß ich noch Freunde hatte. Jonathan Kramer interviewte Jennifer Sherman. Sie sah schön aus, schön und traurig. Fast hatte ich vergessen, wie schön sie war, nicht allein äußerlich.

»*Jennifer, wann haben Sie Ralf Horenburg das letzte Mal gesehen?*«

»Vor einigen Tagen, im Springhar Hotel in Dschalalabad. Wir hatten uns unterhalten, er wollte kurz etwas in seinem Zimmer erledigen und kam nicht zurück.«

»*Können Sie sich vorstellen, was genau geschehen ist?*«

»Nein, ich weiß es nicht. Aber sein plötzliches Verschwinden hat mich sehr mißtrauisch gemacht. Es war schon spät, und in Afghanistan treibt sich niemand mehr nachts auf den Straßen herum.«

»*Vielleicht hatte er Helfer, die ihn zu Abu Musa Handani brachten.*«

»Ich kann mir das nicht vorstellen. Er war ein – er ist ein integerer Mensch. Er würde niemals mit Terroristen gemeinsame Sache machen.«

»*Beweise dafür haben Sie aber nicht.*«

»Nein, natürlich nicht. Ich sage lediglich, daß da etwas faul sein könnte. Alle Anschuldigungen, wonach er Kontakte zur ›Gruppe Handani‹ habe, stammen ausschließlich von diesem Geschäftsmann Karl Wiedemann. Was, wenn er nicht die Wahrheit sagt?«

Kameraschwenk von Jennifer zu Kramer, Großaufnahme: »Vielen Dank. Jennifer Sherman von der Hilfsorganisation Freedom House. In der Tat ist die abenteuerliche Geschichte, die der Deutsche Karl Wiedemann präsentiert, nicht frei von Widersprüchen und Ungereimtheiten. Warum äußert er sich nicht zu den Umständen seiner Flucht? Die Hinweise verdichten sich, daß der Geschäftsmann tatsächlich für verschiedene Geheimdienste tätig war oder noch immer ist, darunter auch die CIA. Abenteuerlich ist auch die Geschichte mit den achtzig Millionen Dollar, die verschwunden sein sollen. Führen die Spuren tatsächlich nur zu dem untergetauchten Ralf Horenburg, der ebenfalls Deutscher ist? Gerade meldet die pakistanische Polizei die Verhaftung eines Mannes in Peshawar. Angeblich hat er einen Juwelier ermordet, und zwar im Auftrag von Karl Wiedemann – das behauptet jedenfalls der Polizeichef. Ich bin Jonathan Kramer für CNN, Islamabad.«

Irgendwann schloß ich die Augen und hörte kaum mehr zu. Noch immer hämmerte mein Herz, spürte ich meinen Puls, war mir schlecht vor Angst und Verzweiflung. Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf: Welche Folgen hatte es, daß Pervez in der Berichterstattung nur ein einziges Mal erwähnt wurde, ganz am Rande? »Über den Verbleib von Horenburgs Übersetzer, Pervez Khan, ist nichts bekannt.« Ich schaute Pervez fragend an.

»Das bedeutet«, sagte er, »daß ich mir eine Geschichte ausdenken kann. Ich kann wieder zurück in mein normales Leben, anders als du. Und das ist auch gut so, denn sonst könnte ich dir nicht helfen. Dann wären wir beide auf der Flucht.«

»Warum solltest du mir helfen? Das wäre gefährlich für dich.«

»Was soll ich denn machen? Meine Cousine heiraten, die mit dem Oberlippenbart? Ich helfe dir, und danach hilfst du mir. Damit ich meine Kollegin heiraten kann.«

Ich wußte, daß der eigentliche Grund für Pervez, mich nicht zu verraten, ein anderer war. Es hatte zu tun mit seiner Mentalität. Er fühlte sich für mich verantwortlich, weil Afghanistan und Pakistan gewissermaßen sein Revier waren. Wäre er umgekehrt in Europa in eine ähnlich ausweglose Situation geraten, hätte Pervez von mir erwartet, ihn ebenso vorbehaltlos zu unterstützen. Dieses Gebot der Gastfreundschaft, das Teil seiner Wertvorstellungen war, seines Ehrenkodex, war sehr viel stärker ausgeprägt als seine Angst, einem Attentat zum Opfer zu fallen, zwischen die Fronten zu geraten, wie er in Peshawar stets befürchtet hatte. Und ich glaube, daß er in der Tiefe seines Herzens »Amerika« gleichermaßen bewunderte und verachtete wie die meisten Muslime weltweit.

»Du wirst lernen müssen, dich auf deine Freunde zu verlassen«, fuhr Pervez fort. »Jennifer und Kramer sind auch auf deiner Seite, das hast du doch gesehen. Was hier läuft, ist eine Ungeheuerlichkeit. Vielleicht werden wir nie erfahren, wer dafür letztendlich verantwortlich ist. Aber wir können dir helfen, dich zu wehren.«

Abu Musa Handani drängte es, die Lage zu kommentieren. »Vielleicht gelingt es Ihnen jetzt«, sagte er bedächtig, jedes Wort betonend, »unsere Haltung besser zu verstehen.«

Jeden Morgen wachte ich auf mit dem lähmenden Gefühl, eine kalte Hand würde nach mir greifen.

In den ersten Tagen hatte ich mein Bett kaum verlassen. Manchmal zog ich mir die Decke über den Kopf und hoffte, die Gespenster würden von mir weichen. Aber das taten sie nicht. Ich hielt die Luft an, um sie zu vertreiben. Minutenlang, bis ich fast erstickte. Sie standen da und blickten höhnisch auf mich herab. Ich schloß die Augen und hörte nur meinen Atem, der leise durch die Nase strich. Ich träumte davon, meine Vergangenheit auszulöschen und ein anderer zu sein. Ich sehnte mich danach, ein normales, ungestörtes Leben zu führen, und wußte doch, daß Freiheit für mich nicht mehr vorgesehen war.

Ich mußte an den Richter in Wazra denken. Wie er mich fragte: »Wenn Sie mit dem Flugzeug nach Deutschland fliegen und Sie erleben eine Notlandung, was machen Sie dann?«

»Ich würde auf Rettung hoffen«, hatte ich geantwortet. Und der Richter sagte: »Genau wie wir. Und was für Sie Deutschland ist, ist für uns das Jenseits. Das Paradies.«

Doch für mich gab es kein Jenseits. Auch keinen Weiterflug. Chitral war Endstation, davon war ich überzeugt. Was von nun an geschah, lag nicht mehr in meiner Hand. Ich konnte Glück haben oder untergehen.

Chitral ist eine Kleinstadt im äußersten Norden von Pakistan, inmitten der endlosen Weite des Hindukusch. Durch Chitral fließt der Kunar River, der denselben Namen trägt wie die benachbarte Provinz in Afghanistan. Von dort hatten wir uns, Pervez und ich, zu Fuß durchgeschlagen, nach unserem

Abschied von den Höhlenmenschen. Vier Tage waren wir unterwegs gewesen, wobei wir Menschen mieden. Wir wollten nicht an die Armee verraten werden.

Die Landschaft, die ich durch die Fenster meiner Holzhütte sah, war von überwältigender Schönheit, ein gezacktes Alpenpanorama mit Gletschern, die höher waren als sechstausend Meter. In meiner Hütte wurde es nachts empfindlich kühl, und ich begann, den Kachelofen zu heizen. Offiziell war ich Geologe. Ich nahm Gesteinsproben, die ich anschließend im Labor untersuchen würde. Bei der örtlichen Polizei hatte ich einen Reisepaß vorgelegt, der auf den Namen Marius de Beer ausgestellt war. Alle Ausländer im entlegenen Chitral-Tal mußten sich registrieren lassen. Ich war Franzose geworden, ein Elsässer aus Straßburg. Der Reisepaß war echt, vor zwei Jahren von algerischen Extremisten aus der Präfektur in Mulhouse gestohlen. Abu Musa Handani ließ ihn in seiner Höhle für mich fälschen. Das Foto zeigte mich mit Vollbart und Glatze, ich hätte mich selber kaum wiedererkannt. Und noch ein Geschenk machte er mir zum Abschied: ein Satellitentelefon, technisch so manipuliert, daß es frühestens nach zwei Minuten zu orten war. Ich konnte also kürzere Telefonate führen, ohne von den Geheimdiensten entdeckt zu werden.

Ich hatte allen Grund, Handani dankbar zu sein, obwohl er ein Schwerverbrecher war. Hätte ich seine Gunst ausschlagen sollen, im Namen der Gerechtigkeit? War denn gerecht, was mir widerfuhr? Mit Hilfe eines kleinen Radios verfolgte ich über Kurzwelle, wie es um mich stand. Ich war »der Terrorist«. Nicht mehr und nicht weniger. Der Terrorist. Alle sprachen von Ralf Horenburg, kaum jemand von Karl Wiedemann. Vielleicht, weil meine Geschichte spannender war. Wiedemann war ein windiger Geschäftsmann, der sich in Gefahr begeben und fast darin umgekommen wäre. Selber

schuld. Seine Verbindungen zu den Geheimdiensten schienen kaum jemanden zu interessieren. Ich dagegen war der naive Helfer aus gutem Hause. Ein Islam-Beobachter, der der Versuchung erlegen war, sich im Netzwerk von Al-Kaida verfangen hatte. Die Bundesregierung mußte erklären, warum sie Leute einstellte, denen westliche Werte und Freiheit nichts bedeuteten. Kommentatoren verglichen mich mit Andreas Baader, andere stellten die Frage, ob es noch mehr gefährliche »Schläfer« wie mich in Deutschland und Europa gäbe, die auf ihre Einsätze warteten. Eine führende Wochenzeitung sah meinen Werdegang als Beleg dafür, daß es keine Kompromisse mit dem Islam geben dürfe, solange die Muftis und Mullahs nicht eindeutig Terror und Gewalt verurteilten.

Ich lebte wie ein Eremit, gut einen Monat lang. Anders als in Handanis Höhle gab es in Chitral immerhin frische Luft, die Wände allerdings waren noch immer zum Greifen nahe. Unsichtbar, doch nicht weniger massiv. Pervez hatte Verwandte in Chitral, die mich mit Lebensmitteln versorgten.

Meine Hütte lag außerhalb der Stadt, die sich im wesentlichen entlang des Basars erstreckte. Nur ein schmaler Pfad führte zu der entlegenen Anhöhe, wo ich mich versteckt hielt. Meist war es ein alter Mann mit seinem vielleicht zwölfjährigen Enkel, die den beschwerlichen Weg auf Eseln zurücklegten. Sie kamen einmal die Woche und brachten Nachrichten von Pervez. Verständigen konnten wir uns nicht, sie sprachen kein Englisch.

Pervez war sehr vorsichtig. Seine Briefe erreichten mich über mehrere Mittelsmänner, denen er vertraute. Nach seiner Ankunft in Peshawar hatte er gegenüber den Medien behauptet, er habe bei einem Unwetter in den Bergen Kunars den Kontakt zu mir verloren. Natürlich sei er über die gegen mich erhobenen Vorwürfe bestürzt, aber bis zu meiner Verurteilung durch ein ordentliches Gericht gelte auch für

mich die Unschuldsvermutung. Kein Wort über unsere Entführung durch das amerikanische Militär. Kein Hinweis auf die Ereignisse in Wazra. Ich nehme an, daß ihn die Geheimdienste entweder für einen Schwächling hielten, der aus Angst log, oder aber für meinen Komplizen.

Pervez schrieb, daß ihn das amerikanische Generalkonsulat in Peshawar zu einem Gespräch zitiert habe. Sie wollten Einzelheiten erfahren. »Ich habe sie gefragt, woran genau sie interessiert seien«, las ich. »Details unserer Entführung in die Berge? Eine Beschreibung des Massakers in Wazra? Ich war sehr direkt und offen, was normalerweise gar nicht meine Art ist. Ich habe ihnen hoch und heilig versichert, dich während des Bombardements aus den Augen verloren zu haben. Wegen der schrecklichen Ereignisse hätte ich einen Schock erlitten und mehrere Tage in der Obhut einer afghanischen Familie verbracht, die mich versorgt habe. Das haben sie mir tatsächlich geglaubt, ich bin sehr stolz auf mich! Sie haben mir noch viele Fangfragen gestellt, aber meine Darstellung war offenbar überzeugend. Ich habe ihnen dann mitgeteilt, daß ich mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu tun haben wolle. Wenn sie mich von nun an in Ruhe ließen, würde ich meinerseits kein Wort über die Entführung und Wazra verlieren. Das hat sie beeindruckt, wie ich ihnen da so freundlich und offen einen Deal vorgeschlagen habe. Die Amerikaner sind wirklich große Kinder, sie brauchen immer etwas zum Spielen. Und wenn sie dann erwachsen sind, wollen sie Geschäfte machen. Oder beides zusammen. Das Beste zum Schluß: Ich spüre keine Angst mehr. Seit meinem Besuch im Generalkonsulat fühle ich mich so stark und selbstbewußt wie noch nie zuvor in meinem Leben. Wahrscheinlich muß man den Stier bei den Hörnern packen. Halte durch, mein Freund. Wir schaffen das.«

Es dauerte Tage und Wochen, bis ich lernte, das Gefühl meiner eigenen Ohnmacht zu beherrschen. Mich quälte der Gedanke, daß andere darüber befanden, wer ich war. Sie legten fest, was für ein Mensch ich war. Ich mußte ihr Urteil annehmen, ohne mich wehren zu können. Langsam, sehr langsam legten sich meine Wut, meine Verzweiflung, mein Zorn. Mit jedem Tag, der verstrich, lernte ich mehr, den Dingen ihren Lauf zu lassen, mich ins Unvermeidliche zu fügen, auf den richtigen Zeitpunkt zu warten. Den Augenblick der Anklage, der mich entlasten würde. Meine Lage war einer Intrige geschuldet, doch wie infam die Lüge auch sein mochte, der ich zum Opfer gefallen war, ich glaubte doch, daß sie zu widerlegen sein würde. Solche hoffnungsvollen Momente verkehrten sich allerdings schnell in ihr Gegenteil, und ich fiel erneut in Trauer und Melancholie. Auch an Selbstmord dachte ich, verwarf den Gedanken aber, weil ich meinen Widersachern keinen Triumph gönnte. Hatte ich solche Tiefpunkte überwunden, gewann die Zuversicht wieder Oberhand, fühlte ich mich gestärkt. Ich durchlitt Höllenqualen, doch gleichzeitig wurde ich mit jeder Anfechtung selbstbewußter. Keinesfalls würde ich mich ergeben in mein Schicksal fügen. Ich war entschlossen zu kämpfen.

Zu meinem großen Erstaunen empfand ich keine Rachegeküste der naheliegenden Art: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Auch fehlte mir die überzeugende Geste zur Revolte, der Wille, aufzuräumen mit der Verlogenheit. Ich verspürte keine Neigung, diese verrottete Gesellschaft kräftig durchzuspülen, ihr den Krieg zu erklären. Ich setzte eher auf die leisen Töne – nicht zu überhören, aber ohne Pathos. Ich hatte Rechnungen zu begleichen, und ich war nicht gewillt, mir meine Identität stehlen zu lassen. Als ein Don Quichotte allerdings wollte ich nicht enden. Allein gegen den Rest der Welt: Nein, wozu. Damit würde ich es meinen Feinden zu leicht machen. In dem

Fall würden sie auf meinen Größenwahn verweisen, der meiner terroristischen Gesinnung geschuldet sei, ähnlich wie bei gewöhnlichen Geisteskranken und Irren. Ich wußte nicht, wo die Axt anzulegen war. Doch ich hatte keinen Zweifel, daß meine Widersacher zu allem entschlossen waren.

Nicht anders als gewöhnliche Vorgesetzte, die einen mißliebigen Angestellten zum Abschuß freigaben.

War ich also der Gute, die anderen die Bösen? So empfand ich es nicht, wenngleich ich in dunkleren Momenten durchaus Gefallen fand an der Rolle des Märtyrers. Sie machte vieles leichter. Für mich ging es nicht um Moral, nicht einmal um Gerechtigkeit. Vielmehr war ich entschlossen, mich keinem Schicksal zu ergeben. Ich würde Widerstand leisten, als Ralf Horenburg oder Marius de Beer, der Name war nicht entscheidend. Die Würde eines Menschen hängt nicht von seinem Reisepaß ab. Für mich zählte allein die Entschlossenheit, das eigene Leben und Selbstbild nicht von anderen bestimmen zu lassen.

In der fünften Woche meines klösterlichen Daseins als angeblicher Geologe in einer Berghütte oberhalb von Chitral wurden der alte Mann und sein Enkel, die mich mit Lebensmitteln versorgten, von einer weiteren Person begleitet. Sie war in eine Art dunkle Kutte gekleidet, die Kapuze tief in das Gesicht gezogen. Als die drei oben angekommen waren, stieg diese Person etwas ungenken vom Esel, wandte sich von mir ab und ließ die Kutte zu Boden fallen. Zu meinem großen Erstaunen sah ich eine Frau in dem traditionellen pakistanischen Gewand aus weiter Baumwollhose und einem nicht minder weiten Baumwollhemd, das bis an die Knie reichte. Sie drehte sich zu mir um und lächelte. Es war

Jennifer. Ich war wie vom Blitz getroffen, so daß ich eine Weile brauchte, um wieder zu mir zu finden.

»Du bist ganz schön eitel«, sagte ich schließlich, ebenso verlegen wie glücklich.

»Ich bin nur vorsichtig, mein kleiner Terrorist«, entgegnete sie mit einem Lächeln, das mich geradezu umwarf.

Wir wagten nicht, uns zu berühren, solange die beiden Helfer bei uns waren, und hielten an uns. Kaum waren sie fort, stürzten wir in die Hütte und küßten und umarmten uns. Ich konnte es immer noch nicht fassen. Jennifer bei mir, am Ende der Welt! Am Anfang redeten wir ständig durcheinander, weil wir uns beide so viel zu erzählen hatten. Jennifer und Jonathan Kramer waren noch in der Nacht meiner Entführung beim amerikanischen Oberkommando in Dschalalabad vorstellig geworden, wo man ihnen allerdings beschied, über keinerlei Informationen zu verfügen. Beide hielten die offizielle Version für unwahrscheinlich, wonach ich von den Taliban entführt worden sein könnte. Aber sie hatten keine Möglichkeit, mir zu helfen. Als Karl Wiedemann plötzlich auftauchte, sei Jennifer und Kramer »das ganze Ausmaß der Schweinerei« sehr schnell klargeworden, doch auch in diesem Fall konnten sie nur wenig für mich tun.

»Ich war dir sehr dankbar für das Interview, in dem du ein gutes Wort für mich eingelegt hast.«

»Ja, aber das ging nur deswegen, weil Jonathan ein Profi ist. Um ehrlich zu sein, du bist für ihn eher die Story als ein Mann in Not. Er weiß, daß Wiedemann lügt, daß die CIA mit dieser Sache zu tun hat. Diese Geschichte will er haben. Aber noch fehlen ihm die Beweise. Also mußte erst einmal ich herhalten, im Interview.«

»Ich erwarte nicht, daß Kramer aus Freundschaft handelt. Er kennt mich kaum. Seine Motive sind mir, ehrlich gesagt, egal. Für mich zählt allein das Ergebnis.«

Um nicht in den Verdacht zu geraten, mit mir in irgendeiner Weise in Verbindung zu stehen, war Jennifer nach Pervez' Rückkehr in die USA zurückgeflogen, auf Anraten von Kramer. Dann habe sie von Pervez eine E-Mail erhalten, in der er sie fragte, ob sie ein gutes Wort für ihn bei seiner Kollegin einlegen könne, in die er noch immer unsterblich verliebt sei. Dafür müsse sie aber so schnell wie möglich nach Peshawar kommen, die Zeit schmerzhafter Trennungen sei bald vorüber.

»Pervez ist wirklich gut«, sagte Jennifer.

»Er ist der Beste«, sagte ich.

Mich beunruhigte der Gedanke, wie viele Lügen erforderlich waren, um der Wahrheit den Weg zu bereiten. Jeder, der seine Erlebnisse, Erfahrungen oder Ansichten der Öffentlichkeit mitteilt, offenbart lediglich Bruchstücke, kleinere oder größere Details, und manchmal sind sie notwendigerweise frei erfunden. Wiedemann konnte gar nicht anders, als zu lügen, aber auch Pervez, Jennifer, Kramer und ich waren gezwungen, uns sehr genau zu überlegen, was wir sagten. Die einfache Wahrheit reichte nicht. Die Entführung, Wazra, Handanis Höhle, das alles konnte nicht die Behauptung widerlegen, ich sei ein Mann des Terrors. Denkt man diesen Gedanken zu Ende, so folgt daraus, daß eine Lüge nur ungeheuerlich genug sein muß, um jede Wahrheit im Keim zu ersticken. Nicht der Lügner hat die Richtigkeit seiner Anschuldigungen zu beweisen – sofern er es geschickt genug anstellt –, sondern der Beschuldigte, das Objekt seiner Niedertracht, hat den Nachweis seiner Unschuld zu erbringen. Ich rede nicht von der Justiz und ihren Irrtümern. Ich meine die Entschlossenheit von durchaus geachteten Menschen, ihresgleichen zu vernichten.

Jennifer blieb drei Tage in meiner Hütte, eine ebenso romantische wie absurde Zeit. Jeden Augenblick konnte das Militär die Anhöhe stürmen, jeden Augenblick konnten wir verraten werden. Wir wußten beide nicht, wie es weitergehen

würde, aber ungeachtet unserer Verzweiflung waren wir zuversichtlich, eine Lösung zu finden. Die meiste Zeit lagen wir nebeneinander, eng umschlungen, schlafend, nachdenkend. Sobald wir uns alles erzählt hatten, überfiel uns eine ungeheure Müdigkeit. Erwachten wir aus unseren Träumen, liebten wir uns oder flüchteten uns in Phantasien. Fast war es eine körperliche Qual, an die Zukunft zu denken, die nächsten Schritte zu planen. Ich verstand, welche Verführung ein Leben bedeutete, das alles auf Wiederholung reduzierte. Ich hätte Wochen, Monate, Jahre mit Jennifer in dieser Hütte verbringen mögen, meinem Nabel der Welt. Ohne Jennifer hätte sich möglicherweise mein Verstand getrübt, wäre mir meine Entschlossenheit zu kämpfen zum Verhängnis geworden. In meiner Situation war nichts gefährlicher als die falsche Tat zum falschen Zeitpunkt. Daran mußte ich denken, als ich in Jennifers Armen lag, und in diesen glücklichen Momenten mag meine Überlegung gereift sein, daß ein Aufbegehren meinerseits nur eine von mehreren Möglichkeiten war. Was, wenn mein Widerstand scheiterte? Was dann? Es waren sehr unbestimmte, vage, halluzinatorische Gedanken, die ich schnell wieder verwarf. Aber in meinem Unterbewußtsein blieb ein Fragezeichen, das mir half, später die richtige Entscheidung zu treffen, mit Jennifers Hilfe.

Am erstaunlichsten aber waren unsere Unterhaltungen, die wir beim Essen führten. Es blieb ja das Mysterium, warum wir aneinander festhielten. Wobei ich betonen möchte, daß ich Jennifer nie als Rettungsanker betrachtete. Ich fühlte mich wohl an ihrer Seite, ich liebte sie – war es möglich, von Liebe zu reden, nach so kurzer Zeit? –, ich glaubte an eine gemeinsame Zukunft mit ihr. Jenseits aller Probleme, die es zunächst zu lösen galt. Jennifer aber verstand ich nicht. Ich war nicht gerade eine gute Partie, als angeblicher Terrorist.

Solche Anfechtungen fand sie merkwürdig. »Liebe braucht keine Erklärung«, sagte sie kurz und bündig.

»In dieser Hütte schon. Oder hast du Freude daran, dich selber zu quälen?«

Jennifer meinte, wir seien zwei Korken inmitten eines riesigen Meeres, dem wir beide zu entkommen suchten. Zwei Unbehauste, deren Wege sich zufällig gekreuzt hätten. In nur wenigen, kurzen Augenblicken sei eine Kraft entstanden, die stärker sei als jeder Sturm. Ich müßte nur an mich glauben. An mich und an uns.

»Du bist wie eine Tür, vor der eine Frau steht«, fuhr sie fort. Jennifer redete gern in Bildern. »Und diese Tür öffnet sich immer nur einen kleinen Spalt, bevor sie sich wieder schließt. Wie bei einer Auster.«

Ich schwieg, ließ ihre Worte auf mich wirken und erkannte, daß sie recht hatte. Ich stand mir selber im Wege, weil ich nie gelernt hatte, anderen Menschen zu vertrauen. Ich ging durch mein Leben wie durch einen Film, spielte immer nur meine eigene Rolle, auf der Suche nach einem nebelverhangenen Shangri-La, wo sich das Glück offenbare. Und nun trat Jennifer in mein Leben und machte mir klar, daß ich einem Irrtum erlegen war. Mein Glück lag in dieser Hütte, mit ihr gemeinsam in Chitral. Mit ihr gemeinsam, egal wo. An diesen Gedanken mußte ich mich erst gewöhnen – ein Mensch an meiner Seite, der mich nicht verraten würde, anders als meine Eltern. Gewiß, ich hatte Jennifer gefragt, ob sie sich vorstellen könne, mit mir in Berlin zu leben. Aber das war eher der Rosenkavalier gewesen, der aus mir sprach. In der Hoffnung, sie würde sich über das Angebot freuen, zusagen und damit eine Verbindlichkeit schaffen, der auch ich verpflichtet wäre. Manchmal denke ich, Männer sind nicht weniger kompliziert als Frauen.

Jennifer hat eine Angewohnheit, die ich ebenso verwirrend wie angenehm finde. Wenn sie mir etwas mitzuteilen versucht, das ihr wichtig ist, sie aber glaubt, ich hätte die Botschaft nicht verstanden, dann macht sie Liebe mit mir. Auf eine sehr ungewöhnliche Weise. Sie streichelt mich kurz und entschlossen, öffnet meine Hose und setzt sich auf mich. Während des Aktes würdigt sie mich keines Blickes, entweder hält sie ihre Augen geschlossen oder sieht an mir vorbei. Sind wir beide erschöpft, sinkt sie schließlich wieder in meine Arme und wird die Jennifer, die ich kenne. In den Minuten davor ist sie mir eine Fremde, macht sie Sex wie eine Prostituierte. Ich weiß nicht, welche Dämonen ihrer Innenwelt wir auf diese Weise vertreiben, und ehrlich gesagt habe ich auch kein Interesse, die Einzelheiten zu erfahren.

»Ich will nicht immer reden«, sagte sie. »Ich will, daß du dich öffnest. Zu mir gehörst. Ich bin es so leid, immer zu kämpfen, meinen Platz zu suchen. Ich will endlich ein Zuhause finden. Weißt du, was ich meine?«

Das immerhin verstand ich sehr wohl. Jennifer und ich, zwei Gefangene ihrer Vergangenheit, die endlich in der Gegenwart ankommen wollten. Vorher allerdings gab es noch einiges zu tun.

Jennifer verließ mich und reiste über Peshawar weiter nach Kabul, wo sie ihre Projektarbeit aufnahm. Auf diese Weise erregte sie am wenigsten Verdacht, denn niemand konnte ausschließen, daß sie beobachtet wurde – in der Hoffnung, mich festzunehmen.

Eine Woche später organisierte Pervez auch meine Abreise. Es gab nur eine Straße, die durch das Chitral-Tal Richtung Süden führte, nach Peshawar, eine Entfernung von rund dreihundert Kilometern. Stundenlang begleitete mich rauschendes Wildwasser, das neben mir in die Tiefe stürzte, teilweise rückten zur Linken und zur Rechten die Berghänge so eng zusammen, daß die schlecht asphaltierte Straße von den Bergen und dem Wasser erdrückt zu werden drohte. In der Tat war sie im Frühjahr und Sommer oft monatlang nicht zu benutzen, weil die Schneeschmelze die Piste überschwemmte oder mit sich riß. Auf dieser Strecke verkehrten keine Busse, sondern Landrover, die mit Menschen und Gepäck hoffnungslos überladen waren. In regelmäßigen Abständen gab es Kontrollposten der Armee, denen ich meinen französischen Reisepaß zeigte. »Merci, Mister de Beer«, sagten die Soldaten freundlich und hielten sich nicht weiter mit mir auf.

Ganz allmählich verlor sich das Hochgebirge, bis es vollständig vom Flachland verdrängt wurde. Erst hier stieg ich um in einen Bus, der schließlich die Reisenden nach Peshawar brachte. Als Ausländer hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, vorne sitzen zu dürfen. Ein Privileg, das sich als Alpträum erwies, denn in Pakistan sind Bus- und LKW-Fahrer rücksichtslose Desperados und Mörder, die nicht einmal

anhalten, wenn sie in Höchstgeschwindigkeit durch ein Dorf rasen und dabei ein Passant unter die Räder kommt. *Might is right* heißt das Motto der Fahrer, und darin liegen sie gar nicht mal falsch. Wer über die Macht verfügt, hat in der Regel auch das Recht auf seiner Seite – nicht nur unter Stammeskriegern, die sich mit einem Fahrzeug bewaffnen.

Es war zu riskant, in einem Hotel in Peshawar abzusteigen. Pervez hatte mir daher eine Unterkunft außerhalb der Stadt besorgt, in einem afghanischen Flüchtlingslager, das ausschließlich aus Lehmgebäuden bestand. Diesmal war ich nicht Geologe, sondern ein Ethnologe, der über die Lebensgewohnheiten der Flüchtlinge eine Studie erstellen wollte. Ich machte mich soweit wie möglich unsichtbar und beschränkte meine Außenkontakte auf reine Höflichkeiten. Ich begründete meine Zurückhaltung mit einer Durchfallerkrankung, die ich erst auskurieren müsse. Da Marius de Beer äußerlich kaum Ähnlichkeiten mit Ralf Horenburg aufwies, fühlte ich mich relativ sicher. Ohnehin hatten die Flüchtlinge andere Sorgen, und seit den Anschuldigungen gegen mich in den Medien waren bereits mehrere Wochen vergangen. Allerdings war auf meinen Kopf eine Belohnung von fünfhunderttausend Dollar ausgesetzt – ein Betrag, bei dem ich selber fast schwach geworden wäre. Pervez informierte mich darüber in einem Brief. Ich habe übrigens nie einen Gedanken daran verschwendet, ob Pervez mich verraten könnte. Das hätte er niemals getan, auch nicht bei einem Millionenbetrag. Ich wüßte nicht einmal zu begründen, warum – es wäre ähnlich abwegig gewesen wie die Überlegung, ob Jennifer mit ihm eine Affäre beginnen würde. Für Pervez war die Hilfe, die er mir gewährte, eine Frage der Ehre, der Freundschaft, der Pulsschlag eines verinnerlichten Wertesystems. So selbstverständlich wie der Tee oder der Kaffee, den der Gast zur Begrüßung erhält.

Nach rund zehn Tagen holte mich ein Fahrer im Flüchtlingslager ab und fuhr mich in die luxuriöse Villa eines Großgrundbesitzers in Peshawar, der sich gerade in Europa aufhielt und dessen Verwalter ein Bekannter von Pervez war. Dort traf ich Jonathan Kramer – zum Interview. Die Kamera war bereits im Wohnzimmer aufgebaut, und Kramer erwartete mich mit einer sonnengebräunten Lässigkeit, die fast provozierend wirkte. Er gab sich ebenso verbindlich wie geschäftig und tröstete mich mit den Worten »*God damn it, Ralf, they really fucked you*«. Am liebsten hätte er sofort mit dem Interview angefangen, so sehr war er von seiner Mission beseelt. Aber ich war noch nicht soweit. Erst wollte ich wissen, was er in Erfahrung gebracht hatte.

Es sah nicht gut aus. Nach Kramers Informationen hatte Karl Wiedemann selbst die besagten achtzig Millionen Dollar unterschlagen und dabei die Spuren so gut verwischt, daß die einzelnen Überweisungen nicht mehr nachzuvollziehen waren. Normalerweise würde ein Agent, der seine Auftraggeber in dieser Größenordnung hintergeht, mit den Konsequenzen konfrontiert. Im schlimmsten Fall hieße das Liquidierung. Aber Wiedemann war nicht dumm. Er hatte alles sorgfältig vorbereitet, sein Plan war ebenso »grandios« – Kramer entschuldigte sich anschließend für seine Wortwahl – wie nahezu perfekt. Der Schlüssel lag in Guantanamo Bay. Weit mehr als die Hälfte der dortigen Gefangenen seien von Wiedemanns Kontaktleuten in Pakistan und Afghanistan verhaftet und den Amerikanern überstellt worden. Von lokalen Kriegsherren, Waffenschiebern und Drogenhändlern mit anderen Worten. Natürlich gegen Bezahlung. Dabei hätten sie bewußt Jagd auf unverdächtige Dorfbewohner gemacht, um gezielt möglichst viele Unschuldige zu verhaften.

»Stellen Sie sich vor«, sagte Kramer, »dieser Skandal würde öffentlich. Die angeblichen Staatsfeinde, die gefährlichsten

Terroristen der Welt, erweisen sich in den meisten Fällen als harmlose Bauern, die von Wiedemanns Leuten gekidnappt wurden. Der politische Schaden für Amerika wäre so gewaltig, daß es einer Katastrophe gleichkäme.«

»Wiedemann hat demnach bewußt ahnungslose Dorfbewohner entführen lassen, um die Amerikaner erpressen und die achtzig Millionen behalten zu können?«

»Davon gehe ich aus, ja. Er hat die Militärs und die Geheimdienste aufs Kreuz gelegt. Die waren natürlich dankbar, daß jemand die Dreckarbeit macht und Ergebnisse liefert. Wiedemann hat der CIA offenbar klargemacht, daß im Falle seines plötzlichen Todes mehrere Chefredaktionen in den USA und Europa Dossiers erhalten, aus denen die Einzelheiten hervorgehen. Abgesehen davon hat er nicht nur Washington in der Hand, sondern auch hochrangige Militärs in Pakistan und verschiedene Drogenbarone in Afghanistan, die im Anti-Terror-Krieg eng mit den Amerikanern zusammenarbeiten. Er hat sie alle bestochen.«

»Das ist doch der reinste Irrsinn, was Sie da erzählen.«

»Allerdings. Und gerade deswegen ist die Sache so schwer zu beweisen. Es gibt nichts Konkretes, keine Fotos, keine Dokumente, nichts. Nur ein paar CIA-Agenten, die bereit sind zu reden, ohne Zeugen. Weil sie nicht befördert wurden oder Ärger mit ihren Frauen haben, was weiß ich. CNN hat auf mein Drängen mehrere Reporter auf die Geschichte angesetzt. Was haben sie gefunden? Nichts. Keinerlei Beweise. Was ich Ihnen erzähle, ist absolut glaubwürdig. Sonst würde ich den Mund halten. Ich vertraue meinen Quellen, und die Kollegen in Atlanta haben gut recherchiert. Aber es gibt eine klare Anweisung von oben: Wir senden keine Gerüchte. Nur Fakten. Hundertprozentig belegbare Beweise. Verstehen Sie?«

Ich schwieg. Was sollte ich sagen? Meine Chancen standen nicht gut.

»Erinnern Sie sich an den Juwelier in Peshawar, der ermordet wurde?« fuhr Kramer fort.

Ich nickte.

»Der Polizeichef hatte zunächst behauptet, Wiedemann stecke dahinter. Denn der Täter wurde gefaßt und legte nach den üblichen Verhörmethoden ein Geständnis ab.«

»Den Beitrag habe ich gesehen. Das war nach Ihrem Interview mit Jennifer, wenn ich mich recht erinnere.«

»Ja, ich glaube. Jedenfalls wollte ich am Tag darauf den Polizeichef sprechen. Er lehnte ab. Seine Sekretärin teilte mir mit, neue Erkenntnisse würden auf einen anderen Täter hinweisen, der sich möglicherweise ins Ausland abgesetzt habe. Der Verdacht gegen Wiedemann habe sich nicht bestätigt.«

»Hat da jemand eine Regieanweisung gegeben?«

»Ich tippe auf das amerikanische Generalkonsulat in Peshawar.«

»Aber warum hätte Wiedemann den Juwelier umbringen lassen sollen?«

»Weil der von dem Schwindel mit den Bauern wußte. Er wollte Wiedemann erpressen.«

»Sind Sie sicher?«

»Es ist die einzige logische Erklärung. Übrigens wurde der Mörder des Juweliers aus dem Gefängnis entlassen und kam einige Tage später bei einem Autounfall ums Leben. Ein merkwürdiger Zufall, finden Sie nicht?«

»Mag schon sein. Aber was habe ich damit zu tun? Warum werde ich zum Terroristen gemacht, der die achtzig Millionen unterschlagen haben soll?«

»Das ist doch offensichtlich. Sie sind das Bauernopfer, im wahrsten Sinn des Wortes. Zum einen sind achtzig Millionen ein Betrag, der verbucht werden will. Das Geld kann sich ja nicht einfach in Luft auflösen. Zum anderen sind Sie das Mittel

zum Zweck, das Wiedemann benötigt, um sich als verfolgtes Opfer darzustellen. Ein unschuldiger Geschäftsmann, von keinem geringeren verschleppt als von Abu Musa Handani und seinem Komplizen Horenburg. Sie sind sein Alibi, sein öffentlicher Freispruch. Ich glaube, daß Wiedemann einfach ein paar Tage bei Freunden in den Bergen verbracht und sich nicht gewaschen hat, bevor er sich den pakistanischen Behörden stellte. Der Mann verkauft sich gut, das muß man ihm lassen.«

»Und die Amerikaner spielen dabei mit?«

»Was sollen sie machen? Immerhin geht es um die Glaubwürdigkeit Washingtons und die Fortführung des Antiterrorkrieges. Daran gemessen, ist der Preis Ihrer Vernichtung ein Taschengeld. Wir reden hier von einem Geschäft, nicht mehr und nicht weniger. Die Währung, in der abgerechnet wird, sind Sie.«

Der Stein, der mir auf der Seele lag, wog so schwer, daß er mich beinahe in die Tiefe gezogen hätte. Vor meinem inneren Auge zogen Bilder aus meiner Kindheit und Jugend herauf, zusammenhangslos, ohne Konturen. Ich setzte mich und trank ein Glas Wasser. Was tun?

Kramer glaubte, daß sein Interview mit mir helfen könne, meine Lage zu verbessern. Ich dürfe nur nicht den Fehler machen, die Wahrheit erzählen zu wollen. Sie hätte keine Chance, gehört zu werden. Die entsprechenden Kreise würden umgehend mit Desinformation und Verleumdung reagieren. Meine einzige Chance bestünde darin, einen Ausschnitt zu wählen, der die Gegenseite in ihrer Glaubwürdigkeit erschüttere und mich in ein besseres Licht rücke. Kramer empfahl, daß ich mich auf Handanis Höhle beschränkte. Wie ich versucht hätte, das Leben des Piloten David Cohen zu retten.

»Aber er war tot, bevor ich überhaupt wußte, daß es ihn gab«, wandte ich ein.

»Das ist nicht entscheidend. Sie haben Handani gebeten, ja angefleht, Cohen am Leben zu lassen. Er hat nicht auf Sie gehört. Daraufhin kam es zwischen Ihnen und Handani zum Zerwürfnis. Ihnen war klar, daß Sie fliehen mußten. Aber sie wollten zunächst den anderen Piloten retten, um ihm das Schicksal Cohens zu ersparen – wie hieß er gleich?«

»Tom Franklin.«

»Ja. Sie verhalfen ihm zur Flucht.«

»Er hat sich umgebracht.«

»Franklin hat Ihnen verraten, daß Karl Wiedemann mindestens zweimal bei Abu Musa Handani in der Höhle war. Wiedemann hat Handani ermutigt, Cohen zu töten. Und er hat ihm Geld gegeben.«

»Das ist doch Blödsinn! Warum sollte man mir das glauben? Ganz abgesehen davon, daß es nicht stimmt.«

»Wenn Sie in einem exklusiven Interview mit CNN eine solche Geschichte erzählen, unter Berufung auf den Patrioten Tom Franklin, der für unsere Freiheit gestorben ist, werden sich die Medien auf Karl Wiedemann stürzen. Sie werden das Unterste zuoberst kehren. Es wird nicht ein Detail seines Lebens geben, das sie nicht durchleuchten. Selbst wenn man Ihnen nicht glaubt, so werden diese Leute dennoch hoffen, irgend etwas zu entdecken, das sie reich und berühmt macht. Ich nenne es das Watergate-Syndrom. Darin, Ralf, liegt Ihre einzige Chance. Sie müssen die Medien, vor allem die amerikanischen Medien, davon überzeugen, daß es sich lohnt, Karl Wiedemann ins Visier zu nehmen. Sie sind ihre wichtigsten Verbündeten. Wenn die Medien den Burschen wirklich sezieren, dann könnte die Wahrheit doch noch ans Licht kommen.«

»Von welcher Wahrheit reden Sie?«

»Jener, die Ihnen die Haut rettet.«

Ich überlegte. Ich lief im Zimmer hin und her, auf und ab, stellte mich ans Fenster und sah hinaus. Der Garten stand in voller Blüte, ein leichter Duft von Jasmin lag in der Luft.

»Woran ist demzufolge Tom Franklin gestorben?« fragte ich.

»Auf der Flucht von Handanis Leuten erschossen. Sie selber wurden von einer Kugel verletzt und verbrachten mehrere Wochen in der Obhut afghanischer Bauern, die sie gesund pflegten.«

»Sind das Bauern, deren Angehörige in Guantanamo Bay einsitzen?«

»Gute Idee. Aber wir sollten nicht übertreiben. Wichtiger ist, daß wir uns auf das Wesentliche konzentrieren. Das Ziel ist Wiedemann. Bei jedem Satz, den Sie sagen: Wiedemann ist der Feind. Denken Sie immer daran. Ihn müssen Sie angreifen. Sie haben nur diese eine Chance.«

Jonathan Kramer schien es zu befremden, daß er mir diese Dinge erklären mußte. Er war davon ausgegangen, daß sich mir der Sinn eines solchen Interviews längst erschlossen hätte, in den langen Wochen meiner Einsamkeit. Das sei doch, wie er sagte, »eine Frage des gesunden Menschenverstands«. Mir allerdings fiel es schwer, seinen Vorschlag anzunehmen. Ich verstand ihn, einerseits, und auch mir war in Chitral klargeworden, daß Wahrheit ein Luxus zu sein schien, den ich mir unter diesen Umständen schwerlich erlauben konnte. Und doch leistete ich innerlich heftigen Widerstand. Alles, was ich unter Moral und Ethik verstand, war hinfällig geworden. Es spielte keine Rolle mehr. Ein entbehrlicher Ballast, ein Hindernis auf dem Weg, meine Freiheit wiederzuerlangen, und sei sie noch so begrenzt. Ich mußte lügen, um nicht unterzugehen – allein der Gedanke machte mich wahnsinnig.

Ich zweifelte nicht, daß ich mit diesem Interview meine Unschuld verlieren würde, wenn ich so sagen darf. Von nun an

unterschied ich mich nicht von meinen Feinden. Ich konnte nur hoffen, rücksichtsloser und erfolgreicher zu werden als sie. Nicht, daß ich nie zuvor gelogen hätte. Die Lüge ist Teil unseres Lebens, sie umgibt uns wie ein fein gesponnener Kokon, den einzelnen wie die Gesellschaft, aber ich weigerte mich, diese Wahrheit anzuerkennen.

Nach langem Nachdenken, einem leisen, stillen Kampf gegen mich selbst, war ich bereit zur Kapitulation. Über eine Stunde brauchte ich, um meine Entscheidung zu fällen, und Kramer drohte zwischenzeitlich, seine Kamera wieder einzupacken. Als ich einwilligte, reichte er mir Schere und Rasierpinsel. Mein Bart müsse ab. Außerdem zeigte er mir eine Auswahl von Perücken für meinen kahlgeschorenen Kopf.

Kramer dachte mit, das mußte man ihm lassen. Warum sollte ich von mir selbst brauchbare Fahndungsfotos liefern? Der Bart würde nachwachsen, die nächsten Tage mußte ich ohnehin in meinem afghanischen Flüchtlingslager abwarten. Zusätzlich verwendete Kramer einen besonderen Farbfilter für seine Kamera, der mein Gesicht mit einer leichten, kaum inszeniert wirkenden Rotfärbung überzog, als litte ich unter Bluthochdruck und stünde kurz vor einem Schlaganfall.

»Die meisten Menschen stimmen darin überein, keine Verbrechen zu begehen«, begann Kramer sein Interview. »Sie ziehen es vor, sich zivilisiert zu verhalten. Verbrecher aber entsagen der Zivilisation. Stehen Sie außerhalb der menschlichen Gemeinschaft, Herr Horenburg?«

»Ich bin nicht der, für den man mich hält.«

»Sie sehen sich nicht als Wolf?«

»Nein, eher als Fuchs.«

Kramer sagte, dieses Vorspiel sei wichtig, um nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Ich solle mir einfach vorstellen, ich wäre ein Politiker, der sein Versagen anderen anlaste. Ich müsse »emotional Punkte sammeln«. Er sagte das nicht nur,

vielmehr übte er mein Auftreten vor der Kamera so lange mit mir, bis er den Eindruck gewann, ich sei nunmehr »publikumstauglich«.

Er produzierte zwei Fassungen, eine kurze von fünf Minuten (für den Nachrichtengebrauch) und eine längere von dreißig Minuten (für eine geplante Sondersendung zum Thema Terror). Im übrigen folgte ich seinem Rat und stellte die Dinge mit eben jener Verlogenheit dar, in der offenbar die einzige Chance für mich lag. Der böse Karl Wiedemann. Der arme Tom Franklin. Ganz falsch war es ja nicht. Kramer beendete das Interview mit den Worten: »Ich bewundere jeden, der um sein Leben kämpft, obwohl er am Ende weiß, daß er verlieren wird.«

11

Ich kehrte zurück in das afghanische Flüchtlingslager unweit von Peshawar. Die nächste Woche verließ ich kaum meine Hütte. Ich wollte abwarten, bis mein Bart nachgewachsen war und ich dem Foto in meinem französischen Reisepaß wieder einigermaßen ähnelte. In dem Lager, einer planlosen Ansammlung grauer Lehmhütten und staubiger Wege, die nach den gelegentlichen kurzen Regenfällen zu einem trägen Strom aus Schlamm und Fäkalien anwuchsen, war ich so gut wie unsichtbar. Ich hinterließ keine Spuren und wirkte so verloren, daß auch die übrigen Lagerbewohner Mitleid empfunden haben dürften. Meine Hütte war karger noch als die in Chitral, ein kleiner Raum mit einem Bett und einer angrenzenden Latrine. Einen Tisch gab es und einen Stuhl. Dort nahm ich mein Essen ein, das mir, gegen Bezahlung, von einer Witwe in der Nachbarschaft gebracht wurde. Das einzige Fenster war fast blind und mit einer schmierigen Schicht überzogen, die sich kaum noch entfernen ließ. An der Decke hing eine nackte Glühbirne, aber der Strom fiel häufig aus, und ich behalf mich, wie alle anderen auch, mit einer Petroleumlampe.

Mein einziger Kontakt zur Außenwelt war mein Kurzwellenradio. In den ersten Tagen nach dem Interview hörte ich fast zu jeder vollen Stunde die Nachrichten. Ich wollte erfahren, ob ich meinem Freispruch nähergekommen war. Mein Traum war die Erklärung eines Regierungssprechers: Es tut uns leid, Herr Horenburg. Wir haben uns geirrt. Wir entschuldigen uns für unser Versehen und hoffen auf Ihre baldige Rückkehr.

Aber nichts dergleichen geschah. Nur einmal wurde auf das Interview mit CNN verwiesen, die letzte Meldung vor dem Wetterbericht. Ansonsten Stille. Auch von Pervez hörte ich nichts. Ich fühlte mich verloren und wäre fast in Panik geraten. Ich war gewohnt, mein Leben selber zu gestalten. Jetzt mußte ich lernen zu warten, die wichtigste Tugend in Ländern, die weniger entwickelt sind. Ich spielte mit dem Gedanken, Pervez mit meinem Satellitentelefon anzurufen, Handanis Abschiedsgeschenk, das mir zu telefonieren erlaubte, ohne geortet zu werden, nicht in den ersten zwei Minuten. Was sollte ich tun? Ich zerbrach mir den Kopf und wußte es nicht. Ich beschloß, noch zwei Tage zu warten, dann würde ich handeln. Pervez kontaktieren, nach Peshawar fahren, irgendwas.

Pervez kam mir zuvor. Er besuchte mich, mitten in der Nacht, damit niemand im Lager sein Kommen bemerkte. Es war unsere erste Begegnung seit vielen Wochen, seit Afghanistan. Dennoch war unser Wiedersehen eher verhalten, zu schlecht waren die Nachrichten, die er brachte.

In der Tat war das Interesse an Karl Wiedemann nach der Ausstrahlung des Interviews spürbar gestiegen, wie von Jonathan Kramer vorhergesagt. Doch offenbar änderte dieser mögliche Skandal nichts daran, daß ich weiterhin als Terrorist angesehen wurde. Möglicherweise hatte ich zuviel erwartet, war es noch zu früh, um zu resignieren. Vielleicht würde sich die Wahrnehmung noch ändern, vielleicht. Gleichzeitig war Kramer massiv unter Druck geraten, den Ort zu nennen, an dem er mich getroffen hatte. Sollte er den Ermittlern wider Erwarten entgegenkommen, würde ich gejagt werden.

»Ich fühle mich nicht gut, Pervez. Ich habe Angst. Was für Möglichkeiten bleiben mir noch? Soll ich mir eine andere Unterkunft suchen?«

»Nein, es ist besser, du bleibst noch ein paar Tage. Niemand vermutet dich hier, und im Lager hast du nichts zu befürchten. Sie können CNN nicht sehen, weil sie keine Satellitenschüsseln haben. Wir warten erst einmal ab. Allerdings mußt du dich darauf einstellen, sofort abzureisen, zu fliehen, wenn die Lage sich zuspitzt.«

Auch Pervez machte sich Sorgen. Falls Kramer reden sollte, wäre er ebenso in Gefahr wie ich. Wir saßen uns gegenüber, Pervez auf dem Bett, ich auf dem Stuhl. Feiner Staub stieg auf, sobald wir uns bewegten. In der Petroleumlampe verbrannten kurz hintereinander zwei Fliegen. Ich sah darin ein schlechtes Omen. Weder Pervez noch mir gelang es, zu derselben Unbeschwertheit zurückzufinden, die uns selbst noch in den schwärzesten Stunden in Afghanistan begleitet hatte. Unser optimistisches Grundvertrauen, daß die Dinge sich schon fügen würden und die Welt am Ende eine andere, bessere wäre. Wahrscheinlich erkannten wir beide in diesem Augenblick, daß wir auf den Trümmern unserer Träume gefesselt saßen. Es war der Blick in Pervez' Augen, in dem ich mich wiedererkannte. Wir saßen da und fürchteten uns beide.

»Im Koran heißt es, man solle das Gute tun und das Böse meiden«, sagte er. »Wir haben es nicht gemieden, und jetzt haben wir ein Problem. Alles steht geschrieben.«

»Nichts steht geschrieben«, entgegnete ich. »Gar nichts steht geschrieben.« Es war fatal, ich reagierte noch auf die geringsten Reize. »Auch wenn ich zutiefst unglücklich bin und Angst habe, ich akzeptiere nicht, was geschehen ist. Und du, Pervez, hast gar nichts zu befürchten. Du kannst immer noch alles leugnen und dich als Opfer meiner Machenschaften ausgeben.«

Ich konnte ihn nicht überzeugen. Er blieb bei seiner Auffassung. Der Weg der Menschen sei im Buch des Lebens vorgezeichnet, und jeder Versuch, von diesem Weg

abzuweichen, bedeute letzten Endes Gotteslästerung. Die Lage, in der wir uns befänden, hätten wir uns demzufolge selber zuzuschreiben.

»Ich verstehe, was du meinst. Aber willst du ernsthaft behaupten, Karl Wiedemann sei ein Mann Gottes, an dem wir uns vergangen hätten?«

»Nein. Nur ist es nicht unsere Aufgabe, ihn zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Pervez, in erster Linie versuche ich, mein eigenes Überleben zu organisieren. Du verwechselst Ursache und Wirkung. Ich bin in Bedrängnis, nicht er.«

»Ja, natürlich. Allerdings hattest du deine eigenen Gründe, seinen Spuren zu folgen. Und damit begann das Verhängnis. Du hättest nein sagen können. Damals in Berlin. Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich sage dir nur, wie ich es sehe.«

»Ich kann die Vergangenheit nicht auslöschen.

Mir bleibt keine Wahl. Ich muß mich wehren, was auch immer in deinem Buch des Lebens stehen mag.«

»Wenn du kämpfst, wirst du verlieren«, sagte Pervez. »Deine Gegner sind stärker. Ich glaube, daß du dich an den Gedanken gewöhnen solltest, ein anderer zu werden.«

Ich verstand ihn nicht.

»Wer bist du, offiziell. Ralf Horenburg oder Marius de Beer?«

»Dreimal darfst du raten.«

»Es würde dir nicht schwerfallen, dich als Marius de Beer auszugeben, um deiner Verhaftung zu entgehen?«

»Natürlich nicht.«

»Darüber solltest du nachdenken. Ein anderer zu werden. Eine andere Identität anzunehmen. Du bleibst ja du selbst. Doch gleichzeitig wirst du ein anderer. Jemand, den sie nicht suchen. Du lebst unbehelligt, während sie Ralf Horenburg jagen. Ich glaube nicht, daß du jemals in dein altes Leben

zurückkehren wirst. Sie würden dich ins Gefängnis werfen und vergessen. Was hättest du damit gewonnen?«

»Du willst sagen, ich könnte mir als Marius de Beer ein neues Leben aufbauen?«

»Es wäre immerhin eine Möglichkeit.«

Was für ein Unsinn, dachte ich. Aber fast im selben Augenblick wurde mir klar, daß sein Gedanke nicht falsch war. Es wäre eine Möglichkeit, in der Tat. Und in meiner Lage mußte ich mir alle Optionen offenhalten.

»Pervez, ich kann meinen französischen Paß nicht verlängern. In ein paar Jahren spätestens fliegt der Schwindel auf.«

»Bis dahin haben wir andere Ideen. Wichtig ist der Übergang. Wir müssen einen Weg finden, um dich aus Pakistan in ein westliches Land zu schaffen. Hier kannst du auf Dauer nicht bleiben. Ich bin sehr froh, daß du Jennifer kennengelernt hast. Sie wird dir helfen, ein neues Leben aufzubauen.«

Pervez lächelte und reichte mir einen Brief von Jennifer, der ihn auf verschlungenen Wegen aus Kabul erreicht hatte. Ich öffnete ihn sofort, hielt aber inne.

»Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich ihn erst nachher lese?«

»Nein, ich wollte sowieso gleich gehen. Wie gesagt, laß uns die nächsten Tage abwarten. Mal sehen, was passiert. Ob das Interview doch noch positive Folgen für dich hat, was ich allerdings nicht glaube. Danach sollten wir die nächsten Schritte überlegen.«

Oft schwankte Pervez zwischen Mut und Verzagtheit, aber in seinem Herzen war er klüger als ich. Er blickte nach vorne, aus einer ganz anderen Perspektive. Sie half ihm, Dinge zu sehen, die ich erst viel später erkannt hätte, wenn überhaupt. Er nahm den Umweg über Gott, der mir nicht vertraut war.

»Nehmen wir an, Pervez, ich werde tatsächlich Marius de Beer. Was ist dann mit dem Buch des Lebens? Ich meine, ist der Lebensweg auch bei solchen Menschen vorgezeichnet, die sich selbst erfinden?« Mein Tonfall bewegte sich zwischen ehrlicher Neugier und Ironie.

»Solltest du wirklich ein anderer werden, hast du die Chance zu einem Neuanfang. Du kannst einen noch unentdeckten Weg beschreiten, auch wenn du die Vergangenheit in dir trägst. Ich glaube, Gott wird dich an deinen Taten messen. Wenn du deine Fehler wiederholst, wird er dich strafen.«

»Du redest wie ein Priester.«

»Die großen Religionen sind sich sehr ähnlich, Marius.«

Es war absurd: Wir saßen in einer staubigen Hütte unter afghanischen Flüchtlingen, meine Zukunft war ein schwarzes Loch, die Petroleumlampe rußte und stank, und wir sprachen über Gott und den rechten Weg. Andererseits mochte gerade dieses Ambiente solche Überlegungen fördern. In den Wochen meiner Einsamkeit und Isolation hatte ich gelernt, vertrauten Gewißheiten zu entsagen. Was an ihre Stelle treten könnte – ich wußte es nicht.

Pervez verließ das Lager ebenso unauffällig, wie er gekommen war. Ich machte mir einen Tee und las Jennifers Brief. Erst im Stehen, dann mußte ich mich setzen. »Liebster«, begann sie. »Ich habe das Interview gesehen. Du warst gut. Du hast eine freundliche und gütige Art. Wer Dich im Fernsehen erlebt hat, wird nicht glauben, daß Du ein ›Terrorist‹ sein sollst. Ich kann noch immer nicht fassen, was Dir widerfährt. Ist es noch ein Skandal? Oder schon ein Verbrechen? Jedenfalls ist es ungeheuerlich, und ich werde alles tun, um Dir zu helfen.

Ralf, ich bin so unglücklich. Seit unserer letzten Begegnung schlafe ich kaum noch, ich wache mitten in der Nacht auf,

schweißgebadet. Ich denke immer an Dich. Es fällt mir schwer, Dir offen zu sagen, was ich denke. Ich will Dich nicht verletzen, und ich weiß, in was für einer schwierigen Situation Du bist. Deswegen möchte ich Dich in den Arm nehmen, damit Du eines ganz klar weißt: Was auch immer geschieht, ich halte zu Dir. Als Freundin, wenn Du so willst. Ich lasse Dich nicht im Stich. Bitte glaube mir das. Wir sind uns nur wenige Male begegnet und haben nicht viel Zeit miteinander verbracht. Dennoch war ich noch nie einem Menschen so nah wie Dir. Ich liebe Dich, und ich bewundere Dich, Deinen Mut und Deine Entschlossenheit.

Aber ich bin unglücklich, tief in meinem Herzen. Wahrscheinlich ist das ein Widerspruch: Wenn ich Dich liebe, warum leide ich dann? Ich glaube, Ralf, daß wir einfach nicht zueinander passen. Ich habe mich lange gegen diese Einsicht gewehrt. Ich habe Dir gesagt, daß Du wie eine Tür bist, wie eine Auster, die sich immer nur einen kleinen Spalt öffnet, bevor sie sich wieder schließt. Ich glaube wirklich, daß es so ist. Du bist ein wunderbarer Mensch, ein Fels in der Brandung sozusagen, doch es gelingt mir einfach nicht, bei Dir an Land zu gehen. Du bist unnahbar, Ralf, ein ewiger Einzelgänger. So kommt es mir vor. Ich will Dich nicht verletzen, nicht einmal kritisieren. Ich beschreibe meine Gefühle, mehr nicht. Ich möchte an Deiner Seite sein, aber Du läßt mich nicht. Zwischen uns verläuft ein Graben, und er wird immer dasein. Weil Du bist, wie Du bist, weil ich bin, wie ich bin.

Ralf, ich zerbreche innerlich, wenn ich mich nicht von Dir löse. Ich liebe Dich, und ich werde Dich immer lieben. (Das klingt fürchterlich kitschig, ich weiß.) Ich werde alles tun, um Dich aus dem Alptraum zu erlösen, den Du gerade durchlebst. Aber danach gib mich bitte frei. Ich will Dich nicht vergessen. Allerdings habe ich meine Erfahrungen mit Männern, und mir

fehlt die Kraft, auf ein Ende zu warten, das mir unausweichlich scheint.

Ich liebe Dich. Ich liebe Dich, ich liebe Dich.

Jennifer

P. S. Was, wenn ich mich irre, Du ganz anders wärst, als ich Dich wahrnehme? Auch darüber habe ich nachgedacht. Seien wir ehrlich, Ralf. Ich irre mich nicht. Nicht in diesem Punkt. Vielleicht bist Du eines Tages ein anderer Mensch. Vielleicht bin ich eines Tages ein anderer Mensch. Ist es nicht müßig, darüber nachzudenken? Ich glaube, Liebe hat nur eine Chance, wenn sich zwei Wege kreuzen, die danach einer werden. Dazu gehört der richtige Zeitpunkt. Die Magie des Augenblicks. Sonst bleibt es bei der Möglichkeit. *Would have been nice.«*

Ich muß in einer Art Trance eingeschlafen sein, den Brief noch immer in der Hand, der Mund trocken und klebrig. Die Witwe, die mir das Essen brachte, weckte mich. Sie klopfte und war so schnell in der Hütte, daß ich nicht mehr reagieren konnte. Vermutlich erkannte sie das ganze Ausmaß meines Elends und verstand, daß ich Hilfe brauchte. Sie legte die frischgebackenen Brotfladen auf den Tisch, stellte daneben den heißen Tee mit viel Milch, Zimt und Kardamom und nickte. Sie sprach ein wenig Englisch, so daß wir uns verständigen konnten.

»Sie müssen etwas tun«, sagte sie.

»Ja, ich weiß. Ich muß dringend etwas tun.«

»Ich habe eine Idee.«

Wenig später standen zwei Frauen an der Tür. In dem Lager lebten sehr viele Witwen, alte Männer, Jugendliche und Kinder, während die jüngeren Männer versuchten, in Afghanistan wieder Fuß zu fassen. Normalerweise war es ein Tabu, daß afghanische Frauen einen Mann aufsuchten. Doch

sie waren ebenfalls Witwen, hatten somit keine Unschuld mehr zu verlieren, und im Lager vertrugen sich Traditionen mit Pragmatismus. Außerdem war ich ein unauffälliger Ausländer, ein Ethnologe zumal (ein mit Geld gesegneter, kränkelnder Spinner, in ihren Augen), den man durchaus um einen Gefallen bitten konnte. Sie warteten, bis ich vor die Tür trat, lächelten mich freundlich an und sagten: »*Hello, will you teach us some English?*«

Es war, als hätte mich jemand umarmt. Die Frage kam so unvermittelt und herzlich, daß für einen kurzen Augenblick alle Last von mir fiel. Ich fühlte mich unbeschwert und leicht und hätte die beiden am liebsten an mich gedrückt, beließ es aber dabei, meine Arme zu Flügeln auszubreiten. Ich fragte: »*English or Arabic?*«

»*Down with Arabic, down with Taliban*«, fluchten sie und wurden sehr ernst. Dann lächelten sie wieder und sagten: »*English, please.*«

Ich fühlte mich so wohl, mit ihnen zu reden. Ich hätte ihnen auch Russisch beigebracht oder die Börse erklärt, obwohl mir das eine so unvertraut war wie das andere. Alles hätte ich getan, um mir ihre Gegenwart zu erhalten, ihre menschliche Nähe und Wärme.

Nach dem Frühstück begab ich mich in die Schule des Lagers, die aus einem einzigen Unterrichtsraum bestand. An der Stirnseite war eine schwarze Tafel angebracht, Tische oder Stühle gab es nicht. Zu meinem Erstaunen war der Raum überfüllt, saßen die Anwesenden dicht gedrängt auf dem Boden. Bis auf zwei alte Männer waren es ausschließlich Frauen und Mädchen, fünfzig oder sechzig insgesamt. Die Mundpropaganda hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Was sollten die Flüchtlinge auch tun, über Zeit verfügten sie wie andere über Geld. Die Frauen und Mädchen waren sehr konservativ gekleidet. Die meisten trugen einen schwarzen

Umhang, der den gesamten Körper bedeckte, bis auf die Hände und das Gesicht. Ich begrüßte die Gruppe, stellte mich vor und begann meinen improvisierten Unterricht. Ich war aufgedreht und übertrieben freundlich, als stünde ich unter Drogen. Nach einiger Zeit spürte ich, wie ich mich in zwei Personen aufzuspalten schien. Die eine unterrichtete und übte Konversation, die andere zog sich in eine Ecke zurück und dachte nach. Ich nahm mich wie aus der Vogelperspektive wahr, als wäre nicht ich derjenige, der hier stand und redete. Ich blickte in die Gesichter der Frauen und sah Jennifer. Wohin ich mich auch drehte und wendete, überall war Jennifer, unter jedem schwarzen Gewand.

Sie war nicht die erste Frau, die mich so charakterisierte, als unnahbar und abgewandt. Ich versuchte gar nicht erst, Ausreden zu erfinden oder sie zu widerlegen. Es ist immer schmerhaft, mit sich selber konfrontiert zu werden, mit den eigenen Fehlern oder Unzulänglichkeiten. Um ehrlich zu sein, ich hatte schon mehrere Frauen verloren, weil sie mich, über kurz oder lang, ebenso durchschauten wie Jennifer. Am Anfang mochten sie meinen Panzer, meinen eisernen Schutzschild. Ich glaube, sie erkannten oder spürten darunter meine – nun ja: Verletzbarkeit. Ich versuche selber, mich zu verstehen. Möglicherweise habe ich, als ich in dem Alter meiner jüngeren Schülerinnen war, eine Entdeckung gemacht, die mich erschreckte. Das Gefühl fehlender Geborgenheit. Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich kenne viele exotische Orte, aber mich selber nur sehr wenig. Meine Freundinnen jedenfalls fanden meine Verschlossenheit zunächst sympathisch. Da war jemand, den sie erobern und für sich gewinnen wollten, und durch ihre Liebe würden sie mich heilen. So dachten sie. Am Ende würde alles gut. Aber das geschah nie, weil ich jede Frau auf Distanz hielt, auch wenn sie es noch so ehrlich meinte. Ich glaube, daß ich viele Frauen

sehr unglücklich gemacht habe, ohne es zu wollen. Egal, wie es eine Frau anstellte, sie hatte keine Chance. War sie aufrichtig, lief ich davon, wollte sie nur Sex, empfand ich Verachtung für sie und für mich.

»Ich muß lernen zu lieben«, sagte ich unvermittelt und laut.

»*I must learn to love*«, antwortete die Gruppe im Chor, und die Frauen kicherten.

»Ich werde Jennifer anrufen«, sagte ich, noch immer gedankenverloren.

»Ja, ruf sie an«, entgegneten einige Frauen und zogen mich auf. »Sieht sie so gut aus wie du? Wirst du sie heiraten? Ist sie auch aus Frankreich? Heirate doch eine von uns!«

Auch die beiden zahnlosen Männer lachten, als sie die Sprüche hörten. Es war offensichtlich, wie es um mich stand.

»Du – hast – Liebesprobleme?« fragte eine Frau mühsam, und die Schule erbebte vor Lachen. Es lachten wirklich alle, die Alten und die Jungen, und sie konnten sich kaum wieder beruhigen. Schnell entwickelte das Lachen seine eigene Dynamik. Jemand sagte einen Unsinn wie: »Mister, wir lernen die Liebe, bitte sehr danke schön«, und wieder brüllte die Runde und steigerte sich in eine Heiterkeit hinein, in der ich selber immer weniger eine Rolle spielte. Ich setzte mich auf den Boden und ließ den Sturm an mir vorüberziehen. Irgendwann lachte ich mit, es war wirklich wunderbar. Der Phantasie der Anwesenden waren offenbar keine Grenzen gesetzt. »Bitte, du Muslim werden«, sagte eine wunderschöne Frau mit staunenden, mandelbraunen Augen, die höchstens zwanzig Jahre alt war. »Dann kannst du vier von uns heiraten.«

Crescendo, Ekstase, allmähliches Luftholen.

»Du würdest mir schon reichen«, sagte ich.

»Aber ich habe noch drei Schwestern.«

Am Nachmittag rief ich Jennifer an. Sie hatte mir die Nummer einer Freundin in Kabul gegeben, die ebenfalls ein Satellitentelefon besaß. Ich erreichte sie und bat, Jennifer zu sprechen. Sie war nicht da, doch die Freundin bot an, sie zu benachrichtigen. Sie sei in einem Restaurant ganz in der Nähe. Eine Stunde später wählte ich die Nummer ein zweites Mal. Ich wollte reden. Jennifer sagen, daß sie recht hatte, ich mich ändern würde, ich sie liebte, sie mir fehlte. Ich sei zu allem bereit, wenn sie mir nur eine zweite Chance gebe.

Als ich ihre Stimme hörte, konnte ich es kaum glauben. Im ersten Moment fehlten mir die richtigen Worte. Ich fragte sie allen Ernstes nach dem Wetter in Kabul. Dann sagte ich zu ihr, daß ich ihren Brief gelesen und mittlerweile zerrissen, zerfetzt, verbrannt hätte. Und keineswegs würde ich zum Islam konvertieren und vier Frauen heiraten, denn eigentlich wolle ich nur sie. Doch wir könnten durchaus heiraten und uns wieder scheiden lassen, um anschließend noch einmal zu heiraten, falls ihre romantische Seele das verlange.

»Du bist ein Spinner«, sagte sie und lachte.

Außerdem würde ich eine Therapie machen, am besten gleich zwei oder drei parallel, eine Art Crashkurs, damit ich zu lieben lernte. Ich hätte mich darüber ausführlich im Flüchtlingslager ausgetauscht, auf englisch übrigens, und meine afghanischen Vertrauten seien einhellig der Meinung, daß ich alles in allem ein prima Kerl sei.

»Ralf, du bist unmöglich!« Ich hörte, wie sie, am anderen Ende der Leitung, gleichermaßen nachdachte und sich freute. Ich habe es natürlich nicht wirklich *gehört*, aber ich hatte das Gefühl, daß meine Botschaft sie erreichte und die deutsch-amerikanischen Beziehungen noch nicht endgültig ruiniert waren.

»Sag mal, Ralf, von wo rufst du mich eigentlich an?«

In dem Augenblick durchfuhr mich ein Blitz. Ich sah auf die Uhr und wußte, daß ich soeben eine der größten Dummheiten meines Lebens begangen hatte. Sofort unterbrach ich die Verbindung, ohne ein weiteres Wort. Wir hatten schon mehr als zehn Minuten telefoniert. Folglich war mein Standort für die Geheimdienste zu orten. Ich warf das Telefon in die Ecke und raufte mir die Haare. Wie konnte ich nur so leichtsinnig sein! Ich lief in meinem Zimmer auf und ab und versuchte nachzudenken. Ich mußte handeln, weg von hier. So schnell wie möglich. Wenn ich bliebe, würden sie mich erwischen. Vielleicht waren sie schon unterwegs hierher. Was war ich nur für ein Vollidiot! Ich packte meine wenigen Habseligkeiten in eine Tasche und machte mich auf den Weg. Ich hatte etwa fünfzig Dollar in kleinen Scheinen bei mir und pakistanische Rupien im Wert von hundert Euro. Das war nicht viel. Schwerer noch wog, daß ich keinerlei Ahnung hatte, wohin ich fliehen konnte.

Draußen begegnete ich einigen der Frauen, die am Vormittag ihren Spaß mit mir gehabt hatten. Sie nahmen gerade die Wäsche von der Leine, die sie an einem zentralen Platz wuschen und auch trocknen ließen. Dabei entdeckte ich, daß eine Frau Männerkleidung glattstrich, die Standard-Kombination aus weitem Hemd und weiter Hose. Ich fragte, ob sie mir die verkaufen würde. Sie überlegte nicht lange und schenkte sie mir. Ist es nicht wunderbar und anrührend, mit welcher Leichtigkeit Menschen, die nichts haben, noch ihr letztes Hemd geben? Normalerweise hätte ich ihr meinerseits ein Geschenk gemacht, aber ich war mit meinen Gedanken längst woanders.

Es gab nur eine Piste, die in das Lager oder umgekehrt in Richtung Hauptstraße führte. Ich schlug mich seitwärts in die Büsche und zog mich um. Mein Bart war gut nachgewachsen, auf dem Kopf trug ich, wie die meisten Einheimischen, einen

engen, Fezähnlichen Hut. In Kombination mit der geschenkten Kleidung sah ich nicht anders aus als ein Pakistani oder Afghane. Bei nächster Gelegenheit würde ich mir noch den Bart hennarot färben. Es möchte helfen, meine Verfolger in die Irre zu führen.

Ich wußte, daß es etwa zwanzig Kilometer nach Peshawar waren. Zu weit also, um zu Fuß zu gehen. Andererseits zögerte ich, in einen Bus zu steigen und dabei möglicherweise in eine Straßensperre zu geraten. Was sollte ich tun? Ich hatte keine Wahl. Ich lief bis zur Hauptstraße, wo die Piste endete. Rechts ging es nach Afghanistan, Richtung Khyber-Paß, links nach Peshawar. Auf der Straße herrschte ein unglaubliches Gedränge, staute sich der Verkehr Stoßstange an Stoßstange. Dazwischen bewegten sich Menschen wie Insekten, behende und voller Gleichmut. Alles steht geschrieben. Nicht weit von der Kreuzung war ein kleines Restaurant, eher eine Garküche. Davor parkte ein Jeep des Militärs. Die Soldaten saßen auf Plastikstühlen und aßen ein Huhn, das sie mit Cola herunterspülten. Inmitten des Chaos, als könnte nichts und niemand sie anfechten. Da kam mir eine Idee. Vermutlich waren sie auf dem Weg in die Stammesgebiete an der Grenze. Sie fuhren also in die entgegengesetzte Richtung. Ich stellte Handanis Satellitentelefon auf Empfang und ließ es im Vorübergehen in den hinteren Teil des Jeeps fallen, dort, wo sie am wenigsten nachsehen würden, dem Staub und den vertrockneten Essensresten nach zu urteilen. Als die Soldaten mich sahen, grüßten sie freundlich, wie sie es bei Ausländern gewohnt waren. Offenbar sah ich den Einheimischen doch nicht so ähnlich, wie ich geglaubt hatte. Ich überquerte die Straße und stieg in den Bus nach Peshawar.

Der Busbahnhof in Peshawar, eine von Abgasen erfüllte, rußgeschwärzte Halle, war das reinste Inferno. Tausende von Menschen drängten sich an den Haltestellen, die Busse standen eingekettet inmitten der Menge, die immer wieder von fliegenden Händlern und Bettlern geteilt wurde, wobei jeder einer vorgegebenen Bahn zu folgen schien. Schlafwandlerisch fanden sie ihren Weg, ohne unter die Räder zu geraten oder von dem wogenden Meer aus Leibern, Schweiß und Gestank hinweggespült zu werden. Überlebenskünstler mit grauen Gesichtern, deren Alter kaum zu ergründen war. Darunter Kinder, die aussahen wie Greise.

Kaum war ich aus dem Bus gestiegen, wurde ich umspült von diesem Menschenstrom, fiel mir das Atmen schwer. Ich merkte, wie in mir Panik aufstieg, ich nur noch den Wunsch verspürte, ins Freie zu gelangen. Selten habe ich Ansammlungen von Menschen so bedrohlich empfunden wie hier. Ich war allein unter Wölfen. Die Meute würde jederzeit über mich herfallen, sobald ich ein Zeichen von Schwäche erkennen ließ. Ich sah es in den Blicken der Bettler, die meine Unsicherheit förmlich witterten.

Hinter dem Busbahnhof erstreckte sich ein nicht enden wollendes, ölverschmiertes Niemandsland. Eine improvisierte Autowerkstatt reihte sich an die andere, Busse und LKWs standen aufgebockt auf Holzstapeln, umgeben von Männern, die sie fachkundig reparierten oder als Ersatzteillager gebrauchten. Eine schlecht asphaltierte Straße teilte das Gelände, gegenüber saßen Händler in schlichten Bretterbuden, die ihre Waren verkauften, darunter stapelweise

Plastikspielzeug aus Hongkong oder Taiwan, Puppen, Soldaten, Flugzeuge, Tretautos, alles. Unentschlossen irrite ich durch diese gesichtslose Ödnis. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung, wohin meine Reise mich führen würde. Dankbar nahm ich Zuflucht zu der einzigen Teestube weit und breit. Niemand nahm von mir Notiz, wie ich zu meiner großen Erleichterung feststellte. Natürlich wußte ich, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte weiter, so schnell wie möglich. Doch der Busbahnhof war die Hölle, dorthin wollte ich auf keinen Fall zurück. In der fliegenverseuchten Teestube stand ein abgegriffenes Telefon mit notdürftig befestigten Kabelenden. Ich überlegte, Pervez anzurufen, aber das war zu riskant. Ich wollte ihn nicht gefährden – für den Fall, daß er abgehört wurde.

In meiner Ratlosigkeit half mir der Zufall. Zwei Männer gesellten sich zu mir in den Bretterverschlag. Sie trugen ungewohnt farbenfrohe Gewänder in Rot und Orange sowie auffallend große Ohrringe. Um ihren Hals hingen mächtige Ketten aus alten Münzen und Silberschmuck. Ihr schulterlanges Haar versuchten sie, mit einem Tuch zu bändigen, das hinten zu einem Knoten gebunden war. Ihrem Aussehen nach zu urteilen, waren sie Sufis, religiöse Mystiker, die ihr Leben Gott widmeten und jede Form von weltlicher Macht ablehnten. Das machte sie zu Verbündeten, in meiner Lage. Instinktiv folgte ich ihnen, nachdem sie gezahlt hatten. Sie liefen weit, sicher zwei Kilometer. Bis sie zu einer Art Garage kamen, vor der zwei Busse standen, umringt von Menschen, die aussahen, als wären sie einem Piratenfilm entsprungen. Wilde, verwiegene Burschen, teilweise in abenteuerlichen Umhängen aus Stoff oder Pelz. Einer, der rote Federn in seinem Haar befestigt hatte, murmelte unentwegt: *Allah, subhan ta' ala.* Allmächtiger, erbarme dich.

Hier war ich richtig. Sufis leben in ihrer eigenen Welt, von ihnen hatte ich nichts zu befürchten. Ich fragte sie, wohin sie wollten. »Sehwan«, sagten sie. Die Stadt kannte ich nicht. Die Fahrt würde etwa dreißig Stunden dauern. Demnach mußte sie im Süden liegen, Richtung Karachi, der pakistanischen Hafenstadt und Millionen-Metropole. Sie hatten nichts dagegen, daß ich mitfuhr, sofern ich bezahlte. Ich kaufte einige Lebensmittel und Wasser, eine halbe Stunde später fuhren die beiden Busse los. Die Sonne war gerade untergegangen.

Sufis gibt es überall im Orient. Sie heißen so, weil ihre Vorfahren ursprünglich härene Wollgewänder trugen: Suf bedeutet Wolle auf arabisch. Das deutsche Wort »Sofa« hat übrigens denselben Wortstamm. Ich bin Sufis erstmals in Kairo begegnet, als ich dort zur Schule ging. Ihre Gottesdienste endeten meist in Ekstase, sie versetzten sich in Trance und tanzten und beteten, manchmal bis zur Besinnungslosigkeit. Sie sangen so lange die neunundneunzig Namen Gottes, bis sie ihre Körper zu verlassen schienen. Ich habe Sufis gesehen, die Glas essen können, über glühende Kohlen laufen oder sich mit Messern Verletzungen zufügen, die ein normaler Mensch kaum überleben würde. Dabei sind sie die friedlichsten Menschen, die es gibt. Sie lehnen Gewalt ab und achten darauf, Insekten nicht versehentlich zu Tode zu treten. Die meisten Sufis sind Bettelmönche. In der Regel folgen sie einem »Meister«, der ihnen den Weg zur Erleuchtung weist, aber es gibt auch Einzelgänger, die sich niemandem unterordnen. Unter diesen Mystikern finden sich viele Geistesgestörte und Schizophrene, die ihre Krankheit im Dienste Gottes ausleben.

Die Welt offenbart sich in einer Nußschale, dachte ich erleichtert. Ich fühlte mich unter meinen sinnesfrohen Mitreisenden weniger fremd als etwa in Berlin. Für sie war ich da, ohne daß ich mich erklären mußte. Niemand drängte mir

ein Gespräch auf, niemand wollte wissen, wer ich war. Besser konnte ich es nicht treffen. Ein Parasit, der nichts zu befürchten hatte. Kaum einer der Männer sprach Englisch. Einmal im Jahr ziehen Hunderttausende von Pilgern nach Sehwan, um Lal Shahbaz Qalandar zu huldigen, dem Roten Königsfalken. Einem Heiligen, der im dreizehnten Jahrhundert in Sehwan gelebt und zahlreiche Wundertaten vollbracht hat. Eigentlich hieß er Qalandar, aber den Beinamen Lal, rot, erhielt er wegen seines roten Gewandes, das er angeblich stets trug. In einen Königsfalken, Shahbaz, verwandelte er sich, um einen Freund aus der Gewalt eines grausamen Herrschers zu retten. Kurz nach seinem Tod wurde das Grab Qalandars zu einem Wallfahrtsort, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Spät in der Nacht hielten wir an einer Raststätte, die Tee und Reis mit Curry anbot. Auf dem Tresen stand ein Fernseher, und in der gerade laufenden Nachrichtensendung sah ich die Soldaten, denen ich an der Straßenkreuzung Richtung Peshawar Handanis Satellitentelefon vermacht hatte. Sie waren verletzt und übel zugerichtet, anschließend wurde ihr ausgebrannter Jeep gezeigt. Ich verstand nur »amrikan« und war mir sicher, daß der Wagen von einem Hubschrauber aus beschossen worden war, ein weiterer ruhmreicher Akt im Krieg gegen den Terror. Es tat mir leid, daß die Soldaten fast ums Leben gekommen wären, aber mein Plan erwies sich als richtig. Ich hatte Zeit gewonnen und meine Verfolger in die Irre geführt. Wahrscheinlich suchten sie mittlerweile händeringend nach einer Erklärung, wie das Telefon in den Jeep geraten konnte. Was, wenn sie meine Spuren ins Lager zurückverfolgten? Auf keinen Fall wollte ich den Flüchtlingen Schwierigkeiten bereiten.

Es gab Augenblicke, da drohte mein Kopf an den inneren Bildern zu zerspringen. Ich sah Jennifer vor mir und hoffte,

daß sie nicht in die Ermittlungen einbezogen wurde. Was hatte sie wohl nach unserem Telefonat gedacht? Machte sie sich Sorgen um mich, versuchte sie, Pervez zu erreichen? Nächstes Bild: Pervez. War es richtig, aus Peshawar zu flüchten, oder hätte ich zunächst mit ihm Kontakt aufnehmen sollen? Ich hätte vor seinem Büro auf ihn warten können. Allerdings wäre das riskant gewesen, ebenso gefährlich wie ein Anruf. Wie ich die Ereignisse des heutigen Tages auch drehte und wendete, es gab keine überzeugenden Antworten oder Lösungen. Das Unglück hatte seinen Lauf genommen, als ich, wahrscheinlich zum erstenmal in meinem Leben, der Stimme meines Herzens folgte und umgehend die Quittung erhielt. Ich nahm mir vor, diese Abfolge als einen dummen Zufall zu werten. Nächstes Bild: Jonathan Kramer und CNN. War seine Überlegung richtig? Wühlten mittlerweile Hunderte von Journalisten in dem Dreck, der Karl Wiedemann umgab? Wenn ja, warum glaubte ich nicht an den Befreiungsschlag? Nächstes Bild: Jennifer und ich. Wohin sollten meine Phantasien führen? Wäre es nicht ehrlicher, den Tatsachen ins Auge zu blicken und mir einzustehen, daß wir keine Zukunft hatten? Wo wollten wir leben, unter welchem Namen, womit sollte ich Geld verdienen? Warum Jennifer gefährden? Andererseits, wenn ich keine Hoffnung mehr hätte, was bliebe mir dann?

Ich mußte aufpassen, nicht die Kontrolle über mich zu verlieren. Aus Sehwan würde ich Pervez eine E-Mail oder einen Brief schicken, am besten beides. Ich versuchte, mich abzulenken und zu schlafen, aber auch im Traum verfolgten mich dieselben Bilder. Im Morgengrauen hielten wir erneut an einer Raststätte, die noch trostloser war als die letzte und vor Dreck starrte. Abgerissene Gestalten, tief in Decken verummt, schlürften milchigen Tee aus Untertassen. Räudige Hunde, die jedem Menschen aus dem Weg gingen, warteten auf Abfälle und gähnten. Ich mochte nichts berühren und

verzichtete auf meinen Tee, weil er lauwarm serviert wurde und wahrscheinlich genügend Keime enthielt, um eine mittlere Großstadt zu vergiften. In diesem Milieu von Armut und Ausweglosigkeit herrscht eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, die an Verachtung grenzt. Jeder Tag bedeutet einen harten Kampf, es gibt weder Gerechtigkeit noch die geringste Möglichkeit, seinem Schicksal zu entrinnen. Wer arm geboren wird, hat keine Zukunft. Es sei denn, er wird Sufi oder sucht das Paradies als Glaubenskämpfer.

Nachts war es empfindlich kühl, aber schon am späten Morgen lagen die Temperaturen wieder bei dreißig Grad. Es war eine reine Männerwelt. Frauen sah ich nur sehr selten auf dem Weg nach Sehwan, flüchtige Schatten an der Seite abweisender Männer.

Stunde um Stunde fuhren wir den Indus entlang, die Lebensader Pakistans. Teilweise war der Fluß mehr als einen Kilometer breit und verteilte sich auf mehrere Arme, ein zäher, lehmiger Strom, der Leben schenkte und vernichtete, wenn er in regelmäßigen Abständen über die Ufer trat und ganze Ortschaften unter sich begrub. Wir fuhren durch fast menschenleere Gebiete, abgesehen von den Bauern, die Felder bestellten oder die Weizenernte mit Ochsenkarren einfuhren. Diese Bauern waren Tagelöhner und vielfach Leibeigene ihrer Großgrundbesitzer, für die tausend Arbeitskräfte billiger waren als der Kauf einer einzigen mechanischen Wasserpumpe.

Die Landschaft war von archaischer Schönheit. So“ mochte es in Europa vor vielen Jahrhunderten ausgesehen haben. Nicht einmal Strommasten säumten die Straße. Der Einzelne war nichts und Zeit ohne Bedeutung. In letzter Konsequenz lag darin ein Maß an Freiheit, das ich nur deswegen zu erkennen meinte, weil mir mein eigenes Schicksal entglitten war. Ich sah mich selbst unsichtbaren Kräften ausgeliefert, deren Entschlossenheit die Allmacht der Großgrundbesitzer um ein

Vielfaches übertraf. Einen kurzen Augenblick beneidete ich die Bauern, die rechtlos waren, aber Gott auf ihrer Seite glaubten.

Sehwan. Stadt aus Lehm, heilige Stadt, Stadt der Ekstase. Wir kamen gegen Mitternacht an, aber auf den Straßen herrschte Hochbetrieb. Die Eindrücke erschlugen mich fast. Es war ein unvorstellbares Chaos aus Menschenleibern, Hoffenden und Verzweifelten, Lebenshungrigen und dem Tod Geweihten. Ich sah Debile und Entstellte, einen Rumpfmann ohne Arme und Beine, rücklings in einer Schubkarre liegend und um Almosen bettelnd. Ein Mädchen mit einem gewaltigen Buckel, das stumm im Staub saß. Einen Leprakranken, der sich fortbewegte, indem er seinen Körper über die Straße rollte. Tausende und Abertausende waren unterwegs zu dem Schrein Qalandars, ungeachtet der späten Stunde. In der ganzen Stadt vibrierten die Luft vom Klang der Trommeln und der Boden vom Stampfen der Füße. Unzählige Gruppen hatten sich eingefunden, die ihre jeweiligen Heimatdörfer vertraten, einen Sufi-Orden, eine ethnische Minderheit, was auch immer. Die meisten hatten sich spontan zusammengefunden, so schien es, und die Frage nach dem Wie und Warum war ohnehin eine westliche.

Ich folgte dem Menschenstrom, der sich unaufhörlich in Richtung Heiligtum schob, dem Mausoleum mit seiner vergoldeten Kuppel. Ich begegnete schiitischen Flagellanten, die ihre nackten Oberkörper mit rhythmischen Schlägen der flachen Hand malträtierten. Anschließend holten sie Peitschen hervor, an deren Enden Rasierklingen befestigt waren. Ein blutiges Spektakel, um des Todes des ersten schiitischen Märtyrers zu gedenken, Ali, der im siebten Jahrhundert für seinen Glauben starb. Den Flagellanten folgten Transvestiten

und Transsexuelle, ihnen wiederum eine Schar, die mich an eine Hollywoodverfilmung von *Ali Baba und die Vierzig Räuber* erinnerte, Technicolor und Phantasiekostüme aus längst vergangenen Zeiten. Es waren Lanwari-Sufis, wie ich erfuhr. Für ihre Überzeugungen saßen sie wiederholt im Gefängnis – wegen Blasphemie. Ihr Glaubensbekenntnis lautete: »Ich bin du, und du bist ich«, wobei »du« Gott bezeichnete.

Dazwischen fanden sich Einzelkämpfer. Leute wie dieser Derwisch um die Dreißig, der mit seiner Sonnenbrille und den langen Haaren aussah wie ein Harley-Davidson-Freak und das Treiben aus einem Ziegenstall heraus beobachtete. Er stimmte nicht ein in den Gesang, da er in früher Jugend ein Schweigegelübde abgelegt hatte. Um ihn herum ein tosendes Meer aus Musik. Trommler gaben den Rhythmus vor, und Derwische in den bunten Farben des Karnevals tanzten, beschworen Gott, besangten ihre Lebenseinstellung: »Nenne mich, wie du willst. Ich bin, was ich bin.«

Menschen, überall Menschen. In Höhe des Mausoleums flüchtete ich vor der Menge auf eine Balustrade. Es war der Vorsprung eines kleinen, hoch gelegenen und überdachten Friedhofs mit mehreren Heiligengräbern. Auf einem Grab hatte es sich ein Murshid, ein spiritueller Führer, bequem gemacht und nahm unentwegt Geldscheine von seinen Anhängern entgegen. Neben ihm, auf einem weiteren Grab, saß ein anderer Murshid mit der Figur eines Sumo-Ringers und ließ seine fetten Oberarme von einem Anhänger massieren. Unwillkürlich dachte ich an das Marx-Wort von der Religion als Opium des Volkes, nicht nur wegen des schweren Haschischgeruchs, der in der Luft lag.

Ich nahm diese Eindrücke auf und jagte sie gleichzeitig durch ein inneres Raster. Weniger aus Neugierde, eher aus Berechnung. Ich war in einer fremden, emotionalen, in

vielerlei Hinsicht absurd Welt gelandet, und ich mußte sehen, wie ich mich darin zurechtfand. Ich war nicht länger ein privilegierter westlicher Reisender mit Kreditkarte und Rückflugticket. Ich befand mich auf der Flucht, stand mit dem Rücken zur Wand und durfte keine Fehler machen. Am meisten beunruhigte mich, daß ich hier niemanden kannte. Und kaum jemand unter den Abertausenden, die ins Mausoleum drängten, war allein in Sehwan. Alle waren sie Teil einer Gruppe, eines Clans, eines Stammes. Sogar der Harley-Davidson-Freak hatte Schweigebroder, die in anderen Höhlen oder Ställen auf die rechte Eingebung hofften. Noch fiel ich nicht weiter auf, aber wo sollte ich beispielsweise übernachten? Ich hatte nirgendwo ein Hotel oder auch nur eine Herberge gesehen. Es mußte Feldlager außerhalb der Stadt geben. Die Frage beschäftigte mich seit meiner Ankunft, und dabei ging es nicht um die Sehnsucht nach einem weichen Bett.

In Sehwan gab es drei Kategorien von Menschen: Gläubige, Verzweifelte und Betrüger. Es war sehr viel unberechenbares Volk unterwegs, und stellenweise befiel mich dieselbe Angst wie im Busbahnhof von Peshawar. Ich mißtraue grundsätzlich jeder Ansammlung von Menschen, insbesondere in ihrer elendigsten Form, als Mob und Pöbel. In vielen Gesichtern sah ich Gier und Heimtücke, und schon auf der Busfahrt hatten mich die Sufis gewarnt, daß Sehwan ein Magnet für Diebe und Verbrecher sei. Für diese Leute wäre ich ein gefundenes Fressen. Ich war der einzige westliche Ausländer in der Stadt, aus ihrer Sicht ein wandelnder Geldautomat. Vor allem aber hatten sie keine Blutrache zu befürchten, falls sie über mich herfielen. Zunächst hatte ich mit dem Gedanken gespielt, mich den Sufis anzuschließen, mit denen ich gekommen war, doch ich hatte sie in dem Gedränge aus den Augen verloren. Ich

mußte Gleichgesinnte finden. Als einzelner ging ich ein zu hohes Risiko ein.

Erst weit nach Mitternacht wurde es in der Pilgerstadt ruhiger, verloren sich die Menschen in den Seitenstraßen oder verteilten sich auf die Außenbezirke. Ich lief in Richtung Indus, ein paar hundert Meter entfernt, wo sich mehrere Heiligengräber befanden. Dort wollte ich schlafen, falls es mir sicher erschien. Ich entdeckte eine ruhige Stelle hinter einem Grab, dessen Stirnseite mit einer Fotografie des Verstorbenen verziert war. Sie zeigte einen einfältigen Menschen mit zwei über die Schulter gelegten Patronengurten. Der Mann erinnerte eher an einen mexikanischen Revolutionsführer als an einen Heiligen. So gesehen, waren meine Karten gar nicht mal schlecht, dachte ich. Wenn dieser Gangster es geschafft hatte, als Jünger Gottes verehrt zu werden, war mir ein Platz im römischen Pantheon gewiß. Mehrere Gestalten lagen auf offener Straße oder im Gras, einige auf den Gräbern selber. Es sah aus, als wären sie ermordet oder Opfer einer Naturkatastrophe geworden. Obwohl ich erschöpft und todmüde war, konnte ich nicht einschlafen. Meine Augen waren geschlossen, doch ich war verzweifelt wie eine eingesperrte Ratte. Ich hatte rasende Kopfschmerzen, allein bei dem Gedanken an die nächsten Tage zog sich mir der Magen zusammen.

Da hörte ich ein schweres, röchelndes Atmen, das aus der Uferböschung zu meinen Füßen kam. Vorsichtig beugte ich mich nach vorn. Wieder hörte ich ein qualvolles Stöhnen. Da lag ein Mensch, übel zugerichtet. Ich zog ihn aus dem Gebüsch hervor und setzte ihn rücklings an das Grab. Ich muß gestehen, daß ich verwirrt war. Der Unbekannte hatte große Brüste, aber männliche Gesichtszüge. Ein Transsexueller, ein Mann im Körper einer Frau. Oder eine Frau im Körper eines Mannes, je nach Perspektive. Transsexuelle und Transvestiten gehören zu

den Parias, das wußte ich. Aus ihren Familien und Dörfern werden sie in der Regel verstoßen, sobald ihre Neigungen nicht mehr zu verbergen sind. Den meisten bleibt nur noch der Weg in die Prostitution. Sie sind Dreck in den Augen der Gesellschaft, aber die Männer befriedigen sich gerne an ihnen, mangels weiblicher Prostituierter.

Ich gab ihm oder ihr von meinem Wasser zu trinken und reichte ihr ein Taschentuch, um sich das Blut aus dem Gesicht zu wischen, das allerdings größtenteils schon getrocknet war. Sie redete Urdu mit mir, und ich verstand, daß sie sich bedankte. Ich fragte sie, ob sie Englisch spreche. Sie sah mich erstaunt an und nickte. Offenbar war sie froh, daß ich Ausländer war. Von mir hatte sie nichts zu befürchten. Sie heiße Benazir, sagte sie. Wie die frühere Präsidentin. Sie erzählte, was passiert war. Ein Freier hatte ihr ein paar Rupien gegeben und sie gebeten mitzukommen. Er hatte sie in ein Zelt in der Nähe geführt, wo etwa zwanzig Männer auf sie warteten. In dem Fall würde sie noch mindestens neunzehnmal Geld bekommen, sagte sie. Daraufhin sei die Gruppe über sie hergefallen, habe sie vergewaltigt und anschließend zusammengeschlagen. Je mehr sie erzählte, um so mehr Vertrauen faßte sie. Jedenfalls redete sie wie ein Wasserfall. Es sei nicht ihre erste Vergewaltigung gewesen, vor allem Polizisten und Soldaten würden sich regelmäßig an Transsexuellen und Transvestiten vergehen. Sie habe sich mittlerweile daran gewöhnt, es gehöre zu ihrem Leben, eine ganz gewöhnliche Heimsuchung. Schließlich versuchte sie aufzustehen, aber es gelang ihr nicht. Sie krümmte sich vor Schmerzen. Ich sagte zu ihr, daß ich sie nach Hause begleiten würde. In ihre Unterkunft. Sie umklammerte mich mit ihrem linken Arm, während ich sie mit meinem rechten stützte. Zusammen torkelten wir durch Sehwan, aber kaum jemand achtete auf uns.

Benazir wohnte in einem Bordell an der belebten Ausfallstraße, wo sie mit sieben anderen Kolleginnen arbeitete – Zwitterwesen, die teils Frauen waren, teils Männer blieben. Eine Geschlechtsumwandlung war für sie unbezahlbar, und so verlief zeit ihres Lebens ein Riß durch ihren Körper und ihre Seele. Benazir war mir sehr dankbar. Wahrscheinlich geschah es nur selten, daß sie Hilfe bekam. Ihre Kolleginnen waren überaus angetan, daß ein Fremder sie aufsuchte, und boten sogleich ihre Dienste an. Benazirs Verletzungen registrierten sie eher nebenbei, Routine offenbar. Sie fragte mich, ob ich hier übernachten wolle. Ich hatte gehofft, daß Benazir mir dieses Angebot machen würde, betonte aber, daß ich keinerlei Interessen verfolgte, die über ein paar Stunden Schlaf hinausgingen. Benazir nickte müde. Als ich mich endlich hinlegte, krähnten draußen die ersten Hähne. Ich hatte ein eigenes Zimmer mit einem breiten Bett, auf dem eine schmutziggraue Decke mit zahlreichen Samenflecken lag. Es war mir egal. Die nächsten Freier würden frühestens am Nachmittag kommen, und ich konnte ungestört und sicher schlafen. Sogar die Dämonen meiner Ängste ließen mich endlich in Ruhe.

Ich schlief bis in den Vormittag des nächsten Tages, mehr als vierundzwanzig Stunden. Ich konnte es selber kaum glauben, aber es war so. Benazir hatte, wie sie erzählte, mein Zimmer von außen verschlossen, damit sich kein Freier zu mir verirrte. Als ich von den Toten auferstand, machten mir Benazir und ihre Freundinnen Frühstück. Ein Omelett mit Tomaten, Zwiebeln und Brot. Sie hatten auf der Veranda gedeckt, einer hölzernen Empore in der ersten Etage, von der zwei Gänge in die Liebeszimmer führten. Unten auf der Straße herrschte längst wieder Hochbetrieb, schoben sich erneut endlose Menschenmassen zu Qalandars Heiligengrab. Die Damen sahen mich neugierig an und machten anzügliche

Bemerkungen, sagten, daß sie sehr geübt seien bei Morgenerektionen. Eine reichte mir ein Glas Tee und leckte mir dabei die Wange. Es fühlte sich sehr sinnlich an. Benazir wirkte noch etwas angeschlagen, war aber in der vorigen Nacht wieder im Einsatz gewesen. Von nun an arbeite sie nur noch hier, im Bordell, sagte sie. Nicht mehr draußen. Alle waren jung, siebzehn bis zwanzig, sahen aber deutlich älter aus, wie so häufig. Ich fragte sie, ob sie Kondome benutzten. Sie hatten das Wort schon mal gehört. Im übrigen wuschen sie sich, vorher und nachher.

Benazir und die sieben anderen Transsexuellen kamen aus Lahore. Sie nannten sich Shahina, Meena oder Malalai und hatten gelernt, sich aufdringlicher Zuhälter zu erwehren. Sie verstanden sich als eine Art Genossenschaft und waren auch in Lahore unzertrennlich. Das Bordell hatten sie für die Zeit der Pilgerfahrt gemietet, die ihnen die höchsten Umsätze des Jahres bescherte. Sie waren sehr geschäftstüchtig. Ihre Einnahmen brachten sie größtenteils zur Bank. Sie wußten, daß sie in wenigen Jahren zu alt sein würden für ihren Beruf. Dann hofften sie, von den Zinsen leben zu können. Es wäre ein einfaches und freudloses Leben, keine Frage, aber sie müßten nicht betteln gehen oder auf der Straße leben. Untereinander waren sie wie kleine Kinder, die sich aufgeregt Geschichten erzählten: Was sie gerade gesehen, was sie gerade erlebt hatten. Sie machten sich Mut, so kam es mir vor, jede Stunde, jeden Augenblick. Benazir war die Erfahrene und Lebenskluge, die stets das richtige Wort fand und die anderen Mädchen wieder aufrichtete, sie in den Arm nahm und tröstete. Manchmal saßen sie mit hochgezogenen Beinen auf ihren wackeligen Stühlen, und die stumme Traurigkeit auf ihren Gesichtern traf mich bis ins Mark. Mir gegenüber waren sie stets charmant und gaben sich verführerisch, aber niemand fragte mich, woher ich kam und was mich nach Sehwan

geführt habe. Ähnlich wie die Sufis wollten sie nicht viel von mir wissen. Ich glaube, sie hatten Angst vor der fremden, ihnen unbekannten Welt, die ich für sie verkörperte. Sie grenzten sich ab, ohne jedoch abweisend zu sein. Mir war diese Zurückhaltung nur recht, weil sie mir erlaubte, meine Anonymität zu bewahren. Ich war nicht gezwungen zu lügen, und ich brachte weder sie noch mich in Gefahr.

Meine eigene Situation war unerträglich, aber mein Aufenthalt im Bordell half mir, Zeit zu gewinnen. Gemessen an dem Elend in dieser Stadt, war mein eigenes Schicksal fast ein Privileg. Ich kam mir vor wie ein durchreisender Aristokrat in einer Leprakolonie. Immerhin hatte ich noch die theoretische Möglichkeit, meinem Leben eine Wendung zu geben, mit der selbst meine Verfolger nicht rechneten. Benazir und die anderen hatten nicht einmal mehr diese Hoffnung. Eines Tages würden sie sterben, und alles, was von ihnen bliebe, waren die Flecken auf einer schmutzigen Decke.

Ich fragte Benazir, ob es in Sehwan ein Internet-Café gebe. Ich wollte Pervez ein Lebenszeichen senden. Wir mußten uns Wiedersehen, wenigstens miteinander reden. Sobald ich anfing, über meine nächsten Schritte nachzudenken, war sie wieder da, diese lähmende Angst, die mir regelrecht die Eingeweide zusammenschnürte. Benazir glaubte, eines in der Nähe des Jahrmarkts gesehen zu haben, den es hier ebenso selbstverständlich wie Bordelle gab. Sie schlug vor, mich zu begleiten, und wir tauchten ein in das Menschengewühl. Wenig später kam uns ein Mann entgegen, dessen Deformation mir Schauer über den Rücken jagte. Er hatte einen oval geformten Kopf, und seine spindeldürren Arme hingen leblos herab. Er bewegte sich, indem er erst das eine Bein nach vorne warf, kurz innehielt, um anschließend das andere

nachzuziehen, ähnlich wie Abu Musa Handani. Dabei stieß er merkwürdige Zischlaute aus, die sich anhörten wie die Drohgebärden eines fauchenden Tieres. Obwohl die Straße überfüllt war mit Menschen, umgab ihn Leere, schien er sich in einem unsichtbaren Glaskasten zu bewegen, der die Passanten auf Distanz hielt. Als wir an ihm vorübergingen, ebenfalls mit gebotenen Respekt, sprang dieses Wesen wie eine Schlange auf Benazir zu, und mit seinen spindeldürren Armen, die eben noch unbeweglich gewesen waren, griff er ihr blitzschnell an den Busen, begleitet von einem schrillen Gelächter. Bevor Benazir auch nur reagieren konnte, war der Spuk vorbei, schlurfte der Entstellte wieder die Straße entlang. O mein Gott, dachte ich. Was für eine Vorhölle. Benazir hatte Schlimmeres erlebt und gab sich gelassen, aber so richtig geheuer war auch ihr dieses Omen nicht. Sie sagte, daß einige Eltern die Köpfe ihrer Neugeborenen in ein Stahlkorsett zwängten, das die Deformation bewirke. Die Kinder würden dadurch in der Regel debil und zur Bettelei gezwungen, weil die Eltern auf mehr Mitleid und mehr Geld hofften.

Es gab tatsächlich ein Internet-Café in Sehwan, aber die beiden einzigen Computer waren defekt. Ich bat Benazir, in Peshawar anzurufen, in der Redaktion von Pervez. Er war nicht da. Benazir erfuhr, daß er zu einem afghanischen Flüchtlingslager unterwegs sei, wo amerikanische und pakistanische Sicherheitskräfte tags zuvor eine größere Zahl Terroristen verhaftet hätten, darunter viele Frauen.

Es berührte mich tief, daß andere meinetwegen leiden mußten. Ich dachte an die Frauen und Mädchen im Lager, an ihre Fröhlichkeit, an die Witwe, die mir Essen brachte. Wenn ich mich frage, ob ich mich im Sinne der Anklage für schuldig halte, antworte ich allein in diesem Punkt mit ja: Ich habe Unschuldige mit in den Abgrund gerissen.

Ich schrieb Pervez einen zutiefst ratlosen Brief, den ich an seine Postfachadresse in Peshawar schickte. Die Wahrscheinlichkeit, daß er dort in die falschen Hände geriet, war geringer als das Risiko eines Anrufs. Sicherheitshalber machte ich eine Kopie, die ich in einen Briefumschlag steckte und Benazir gab, zusammen mit fünfzig Dollar. Ich bat sie, auf dem Weg zurück nach Lahore einen Umweg über Peshawar zu machen und ihn Pervez in der Redaktion zu überreichen, aber nur ihm persönlich. Benazir gab mir einen feuchten Kuß und versprach, ich könne mich auf sie verlassen.

Früher bin ich gereist, um meinem Alltag zu entkommen, der inneren Leere zu entfliehen. Reisen bedeuteten für mich Transit, Geborgenheit im Flüchtigen. An fremden Orten fühlte ich mich glücklich, sah ich mein Leben von außen. Ich mußte mich nicht festlegen. Nicht auf eine Frau, eine Familie, einen Broterwerb. Alles war im Fluß, ich konnte hier ankern oder dort, es machte keinen Unterschied. Am nächsten Tag wurde alles anders und neu. Reisende und Kinogänger sind sich ähnlich, beide treibt eine stille Sehnsucht und Melancholie um. Aber die Traumwelt des Reisenden ist keine bloße Fiktion. Sie legt sich auf die Seele wie eine zweite Haut. Er kann sie spüren und sinnlich erfahren, und doch ist er zu nichts verpflichtet. Alle Türen stehen ihm offen. Ein nicht endender Neuanfang, der Unabhängigkeit und Freiheit verspricht. Allerdings war ich es schon lange leid, wieder und wieder ein Außenseiter zu sein. Denn die Seßhaften verachten die Nomaden, und die Nomaden sind unberechenbar. So wie Kain, der Abel erschlug und von Gott verdammt wurde zu ewiger Rastlosigkeit. Der Reisende, der Suchende steht außerhalb der Gesellschaft, die nur noch in ihren Träumen ein Nomadenleben führt. Ich hatte beschlossen, seßhaft zu werden. Deswegen war ich Islam-Beobachter geworden. Für mich war es ein Rückzug vom Reisen auf

Raten. Irgendwann würde ich endgültig in Berlin ankommen, so hoffte ich.

Statt dessen saß ich auf der Veranda eines Bordells in Sehwan. Auf der Flucht. Vertrieben, gejagt, weil meine kleine, auf mich bezogene Welt leicht zu durchschauen und noch leichter zu manipulieren war. Meine Flucht hatte jedoch weniger mit einer Reise zu tun als vielmehr mit dem Versuch, mich unsichtbar zu machen. Nur ein einziger, ein letzter Trumpf war mir geblieben: den eigenen Willen nicht brechen oder beugen zu lassen.

Im Augenblick aber war nicht Heldentum gefragt, sondern Pragmatismus. Was sollte ich tun? Ich saß auf der Veranda und trank Tee. Von der Menschenflut da unten hatte ich genug, auf die Straße zog mich nichts. In meiner ebenso heroischen wie lächerlichen Pose, Tee schlürfend, auf einem Schaukelstuhl sitzend, machte ich großen Eindruck auf die Freier von Benazir, Shahina, Meena, Malalai und ihren Busenfreundinnen (wenn ich so sagen darf). Sie hielten mich für ihren Zuhälter, und da ich Englisch und Arabisch sprach – Arabisch mit den Geistlichen, die sich »einen Eindruck vom Paradies« verschaffen wollten –, mußte ich ein Mann von Bedeutung und Einfluß sein. Manchmal wurde ich gefragt, woher ich käme. Aus Indien, aus Mekka oder London? Ich antwortete mit einem Lächeln, unergründlich und weise. Die Fragesteller entschuldigten sich daraufhin, keinesfalls wolle man aufdringlich sein. Ich nickte verständnisvoll und nannte den Preis. Am teuersten war Meena, die erst siebzehn war und überaus sinnlich wirkte. Die Idee hatte Benazir. Als sie erkannte, welchen Eindruck meine geheimnisvolle Aura auf die Freier machte, teilte sie mich sogleich zur Arbeit ein. Wie gesagt, sie war sehr geschäftstüchtig.

Nach wenigen Tagen war ich der von allen Freiern anerkannte und respektierte Haremswärter, der in

regelmäßigen Abständen die Preise erhöhte. Es gab andere Bordelle in Sehwan, aber die Kombination Benazir de Beer machte uns zum erfolgreichsten Puff in Reichweite des Roten Königsfalken, der sich vermutlich in seinem Grab zu Tode grämte. Die Männer standen Schlange, die Mädchen arbeiteten regelrecht im Akkord. Die liebsten Besucher waren mir die orthodoxen Geistlichen, die ich in ein separates Zimmer geleitete, wo sie keinen neugierigen Fragen und Blicken ausgesetzt waren. Ich spielte sogar mit dem Gedanken, eine Gebetsecke einzurichten, damit sie sich in gebührender Weise auf ihren Einsatz vorbereiten konnten. Ich war auf dem besten Weg, ein neues Leben als Bordellkönig zu beginnen. Aber das böse Ende ließ nicht lange auf sich warten.

Die ganze Stadt war heruntergekommen, korrupt und verlogen, aber am schlimmsten war die Polizei. Sie schien nur aus Wegelagerern zu bestehen, die von jedem Geld erpreßten. Eines Abends tauchten fünf oder sechs Betrunkene in khakifarbenen Polizeiuniformen auf. Die wartenden Freier suchten sofort das Weite. Auf einen Schlag war die Veranda menschenleer, abgesehen von den Betrunkenen und mir. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Die Männer ignorierten mich, und ich hielt es für besser, im Hintergrund zu bleiben. Sie stolperten zu den Liebeszimmern, deren Türen sie mit lautem Gebrüll aufstießen. Alkohol ist in Pakistan verboten, aber ohne weiteres erhältlich. Dabei geht es nie um einen guten Tropfen. Die meisten trinken bis zur Besinnungslosigkeit.

Die Polizisten vertrieben die Freier aus den Betten und schlugen lautstark die Türen wieder zu. Ich hörte die Mädchen kreischen und schreien. Als erste prügelte Benazir den Mann in ihrem Zimmer zurück auf den Gang. Er war so betrunken, daß er der Länge nach auf den Boden fiel. Dann half sie Meena, die gleich nebenan ihren Freier bedient hatte. Auch hier ein leichtes Spiel, der nächste Eindringling ging zu Boden. Ich

schloß mich Benazir an, gemeinsam erlöst wir die übrigen Mädchen. Es sah alles harmlos und nach einer leichten Übung aus. Die Kerle stanken nach Erbrochenem und röchelten, nur mit Mühe gelang es ihnen, sich wieder aufzurichten. Der letzte Polizist aber wehrte sich. Er ließ sich nicht vertreiben und schrie die Mädchen an. Wären sie nicht willig, würde der Laden geschlossen. Er brüllte sich zunehmend in Rage, sein Kopf war hochrot, und er begann, um sich zu schlagen. Erst auf Benazir, dann auf mich. Ich schlug zurück. Er landete rücklings auf dem Bett. Mittlerweile war der übrige Abschaum wieder auf den Beinen. Einer der Kerle stand hinter mir. Ich hörte, wie er seine Pistole entsicherte. Ich drehte mich um, ungläubig, fast in Zeitlupe, und ich sah sein debiles Grinsen, als er abdrückte. Einen Augenblick später wurde mir schwarz vor Augen.

Es war, als hätte meine Seele den Körper verlassen. Ich sah mich auf einer Pritsche liegen, unbeweglich und starr. Ich hörte meinen rasselnden Atem, gleichmäßig und beständig wie bei einem Schlafenden. Und doch schien nicht ich selber dort zu ruhen, schwebte mein müdes, erschöpftes Bewußtsein über mir und suchte nach Halt. Fast war es ein Gemälde von Salvador Dali. Im Vordergrund der reglose Körper, geschunden und gemartert, in Brusthöhe ein blutiger Verband. Die Pritsche, mein Körper, der Boden, ohne klare Konturen, fahl und grau. Der Hintergrund dagegen zeigte sich ozeanisch, azurfarben, aquamarinblau, der Himmel wie das Meer. Sie waren eins, ohne Trennlinie am Horizont. Mein Vater segelte an meinem Bett vorbei und grüßte mich erstaunt. Bist du es wirklich, fragte er. Ich dachte, du wärst tot, entgegnete ich. Ja, ich habe einen Fehler gemacht, sagte mein Vater. Ich war zu schwach. Ich habe keinen Ausweg mehr gesehen. Es tut mir leid, daß ich dich alleine gelassen habe. Ich bin dir nicht böse, sagte ich. Ich bin dir nicht böse. Aber ich weiß nichts über dich, nur so wenig. Wir haben nie miteinander geredet. Ich war noch zu jung, um zu verstehen, und du warst sehr verschlossen. Wir müssen reden. Ich will wissen, was los war mit dir. Warum war es dir so wichtig, was deine Parteifreunde über dich dachten, diese Lügner und Betrüger? Wieso hast du nicht verwunden, daß Mutter dich verlassen hat? Hast du nicht gemerkt, wie viele Frauen sich für dich in Kairo interessierten? Weshalb hast du es nicht geschafft, ein neues Leben zu beginnen? Ja, wir sollten reden, sagte mein Vater und setzte die Segel, die er eben noch eingeholt hatte. Wir sollten reden,

wiederholte er. Aber erst einmal mußt du sehen, daß du nicht unter die Räder kommst. Du darfst nicht verlieren. Du darfst nicht meine Fehler wiederholen. Du mußt versuchen, dir ein neues Leben aufzubauen. Glaube nur nicht, daß dir irgend jemand zu Hilfe kommt, wenn du Gerechtigkeit verlangst! Egal, was geschieht, du hast keine Chance, wieder dein altes Leben zu führen. Bleibe dir treu, aber suche dir eine Fassade, die dich tarnt und gut schützt. Dann können wir reden, dann weiß ich, daß du aus meinen Fehlern gelernt hast.

Meine Mutter betrat den Raum. Sie war da, ohne Erklärung, ohne Grund. Sie sah nach meinem Verband und sagte, daß die Wunde offenbar gut verheile. Du mußt Obst und Gemüse essen, Kind. Du mußt auf deine Gesundheit achten. Alles wird gut, du wirst schon sehen. Warum soll es nicht wieder werden wie früher? Wir alle machen unsere Fehler. Ich mochte Kairo nicht, weißt du. Das war nicht meine Stadt. Die Menschen waren mir so fremd. Du bist damals einfach ins Wasser gesprungen und geschwommen. Ich konnte das nicht. Was sollte ich denn machen? Vater hat mich ständig vertröstet. Bald gehen wir bestimmt zurück nach Berlin, sagte er immer. Am Anfang habe ich ihm geglaubt, dann nicht mehr. Es tut mir leid, Ralf. Ich war keine gute Mutter. Ich hätte bei dir bleiben müssen. Ich hatte gehofft, daß es eine andere Lösung gibt. Wäre der Unfall nicht gewesen, ich hätte dich zu uns nach Deutschland geholt. Du hättest bei uns leben können, bei mir und Martin. Er war so erfolgreich als Makler! Und so neugierig, dich kennenzulernen! Hast du Vater gesehen? War er nicht eben hier? Hat er etwas gesagt, über mich? Ist er mir noch böse? Am schlimmsten ist es, wenn man nicht mehr miteinander redet. Ralf, du darfst nicht weglauen. Du mußt dich deiner Verantwortung stellen. Du hast nichts Böses getan. Sie haben keinen Grund, dich zu verfolgen. Rede mit ihnen. Sage ihnen, daß die ganze Geschichte ein großer Irrtum ist. Sie

werden ihren Fehler erkennen. Aber du mußt ihnen die Hand reichen, sonst werden sie dich immer jagen, ein Leben lang. Verzeih mir, mein Junge. Ich hätte dich nicht verlassen dürfen. Es ist alles meine Schuld.

Ich weiß nicht, wie viele Tage ich in diesem Zustand verbrachte, heimgesucht von Wachträumen und Fieberstößen. Ich erinnere mich an alte, schwielige Hände, die regelmäßig meinen Verband wechselten und mich wuschen. Später erkannte ich, daß man mir Windeln angelegt hatte. Ich konnte ja nicht aufstehen und eine Toilette aufsuchen. Ich wurde gefüttert und hörte Stimmen in einer Sprache, die ich nicht verstand. Als meine Kräfte soweit wiederhergestellt waren, daß ich meine Lage einzuschätzen vermochte und nicht länger nach den Sternen griff, empfand ich tiefe Scham. Es gibt wohl kaum eine größere Demütigung für einen erwachsenen Menschen als die fehlende Kontrolle über den eigenen Körper. Ich spürte, wie ich langsam wieder zu mir kam, mich gegen die Windeln wehrte und erste Gehversuche unternahm. Ich war in einem schlichten, weiß getünchten Zimmer aus Lehm untergebracht, das neben der harten, hölzernen Pritsche nur noch zwei Stühle enthielt. Fenster gab es nicht, zwei schießschartengroße Öffnungen sorgten für Licht und frische Luft. Ein schlichter Lagerraum, mehr nicht. Ich untersuchte meine Wunde, die in der Tat gut verheilte, wie schon meine Mutter festgestellt hatte. Ich entdeckte keine Narben, die auf eine Operation deuten würden. Offenbar hatte die Kugel Brust und Lunge glatt durchschlagen und mußte nicht mit einem Skalpell entfernt werden. Allein bei dem Gedanken wurde mir schlecht. In dieser Hütte hätten sie wahrscheinlich Schlachtermesser genommen.

Meine Wohltäter waren vier ältere Männer, vier Brüder. Sie versorgten und pflegten mich, barmherzige Samariter, die sich meiner angenommen hatten. Sie sprachen ausschließlich Urdu,

so daß wir uns kaum verständigen konnten. Sie bewohnten ein kleines, umzäuntes Gehöft aus mehreren Lehmgebäuden, und manchmal sah ich die Frauen der Männer. Sie hielten sich nur kurz im Freien auf, wenn sie etwas für die Küche benötigten, und kehrten sofort ins Haus zurück. Ihr Gehöft lag etwa zwanzig Kilometer von Sehwan entfernt, soweit konnte ich sie verstehen. Ich fragte nach Benazir. Sie nickten. Benazir, ja. Mann mit Busen. Auto. Ich im Auto. Viel Blut. Benazir mit Mann aus Sehwan, einem Bruder. Fünfter Bruder. Viel Geld. Dollar und Rupien. Für uns. Weil wir arm sind. Wir helfen auch ohne Geld. Aber sehr arm. Benazir guter Mann, mit Busen. Danke für Benazir.

Solange die Wunde noch nicht gänzlich verheilt war, erschien es mir ratsam, zu bleiben und die Abreise hinauszuzögern. Außerdem vertraute ich Benazir. Im günstigsten Fall hatte sie Pervez in Peshawar aufgesucht und ihm mitgeteilt, wo ich zu finden war. Alles sprach dafür, Zeit zu gewinnen. Ich war nicht in Gefahr, nicht unmittelbar.

Die Männer lebten überwiegend von dem, was der Boden hergab. Innerhalb ihres Gehöfts war, von den Wegen abgesehen, jeder Flecken Erde bebaut, vor allem mit Gemüse. Nicht weit von der kleinen Ansiedlung entfernt lag eine Scheune, in der sie viel Zeit verbrachten. Ich gab ihnen mit Händen und Füßen und meinem Pidgin-Urdu zu verstehen, daß ich gern bereit sei, ihnen bei der Arbeit zu helfen. Sie waren darüber sehr erfreut und führten mich zu der Scheune. Das war ein Fehler, wie ich schnell erkannte. Denn die Scheune war im wesentlichen ein Taubenschlag. Mir schwante bereits Böses, als mir der charakteristische, gleichermaßen säuerliche wie beißende Gestank von Taubengeschnatter in die Nase stieg. Kaum hatten die barmherzigen Samariter die Tür geöffnet, mußte ich mich übergeben. Die Ausdünstung dieser Teufelsbrut wirkte auf mich wie eine chemische Keule, ich sank auf die Knie und

konnte nicht mehr an mich halten. Sie eilten mir sofort zur Hilfe und brachten mich zurück in den Lagerraum, zu meiner wohlvertrauten Pritsche.

Nachdem ich mich von dem Schock erholt hatte, beschloß ich, mich der Herausforderung zu stellen. Erneut ging ich zur Scheune. Die Samariter versorgten die Brut gerade mit Wasser, Körnern und altem Brot. Ich verstand, daß die Tauben eine wichtige Einnahmequelle waren. Sie wurden gemästet und anschließend geschlachtet. In vielen Ländern Asiens gelten gezüchtete Tauben als Delikatesse. Ihr Verkauf half immerhin vier Familien zu überleben. Die Eltern, besser gesagt. Die Söhne der Samariter waren nach Karachi gezogen, wo sie offenbar auf ein besseres Leben hofften. »Du-machen-was-Söhne-früher-jetzt-Karachi«, sagte einer der vier, als er mir einen Korb mit Taubenfutter reichte. (Ob sie auch Töchter hatten, sollte ich nie erfahren.) Ich überlegte, warum ich mir das antat. Niemand verlangte, daß ich mich mit den Tauben befaßte. Ich hätte auch Tomaten ernten können. Aber ich spürte, daß die Tauben meinen Samaritern sehr wichtig waren. Sie waren ihr Stolz und Reichtum, mit ihrer Pflege und Aufzucht verbrachten sie einen großen Teil des Tages. Und ich, ich war es ihnen schuldig, mich an ihrem Leben zu beteiligen.

Eines Abends zog ein gewaltiger Gewittersturm über die Flußlandschaft des Indus hinweg. Er hatte sich mehrere Stunden lang angekündigt, den Himmel verfinstert und grauschwarze Wolkenberge aufgetürmt, aus denen sich immer wieder donnernde Explosionen und grellgelbe Blitze entluden. Es war wie der Auftakt zum Jüngsten Gericht. Dann begann der Regen, von einem Augenblick auf den anderen. Ich hatte einen solchen Regen noch nie erlebt. So ähnlich muß die Sintflut hereingebrochen sein, eine Wand aus Wasser, die sich undurchdringlich über das Land erhebt. Zwei der Lehmhütten

waren nach kürzester Zeit von den Wassermassen zerstört, doch die Sorge der Samariter galt in erster Linie der Scheune. Sie versuchten, die Tauben zu beruhigen, die panisch gurrend umherflogen. Laut trommelnd, prasselte der Regen auf das Blechdach, während sich kleinere Wasserfälle ihren Weg in das Innere bahnten. Ich folgte meinen Wohltätern und versuchte, ihnen zur Hand zu gehen, was in dem Durcheinander schwerfiel. Außerdem war es fast dunkel in der Scheune. Die Alten schrien gegen den Lärm und die Dunkelheit an, ihre größte Aufmerksamkeit galt dem Dach. Wenn es nicht standhielt, würden sich die Tauben auf und davon machen. Eine steinerne Treppe führte an einer Mauer entlang nach oben. Ich ertastete mir den Weg, verscheuchte die Tauben, die in Höhe meines Gesichts mit den Flügeln schlügen oder ihren Kot über meinen Kopf und mein Hemd entluden. Ich nahm eine Schaufel und schlug um mich, so kräftig ich nur konnte. Ich hörte das dumpfe Krachen, wenn ich die Brut mit meiner ganzen Wut und meinem unbändigen Haß erschlug, dankbar über jede, die mit gebrochenem Genick zu Boden sank.

Ich erreichte das Dach im richtigen Augenblick. Eine der Blechplatten hatte sich durch die Wucht des Regens verschoben und drohte, in die Tiefe zu stürzen. Das Loch wäre ausreichend groß gewesen, um den Tauben zur Flucht zu verhelfen. Es war mir ein Vergnügen, ihnen den Weg abzuschneiden und die Blechplatte wieder in ihre alte Position zu rücken. Einer der Alten war mittlerweile oben angelangt, prüfte deren Festigkeit und klopfte mir anerkennend auf die Schulter.

Wir wollten gerade den Weg zurück antreten, als ein Baum auf die Scheune krachte und einen Teil des Dachs zerstörte. Donnernd sausten mehrere Blechplatten in die Tiefe, die übrigen Samariter sprangen fluchend zur Seite. Ich ergriff die

Schaufel und tastete mich über eine Verstrebung, die unterhalb des Dachs verlief, in Richtung der Baumkrone. Sie lag dort, bleiern und schwer. Die ersten Tauben fanden ihren Weg durch das Geäst ins Freie. Ich versuchte, ihnen mit der Schaufel den Weg zu versperren, indem ich sie zur Seite stieß. Aber es waren zu viele. Wütend griffen sie mich an, schlugten mir ihre Krallen ins Gesicht. Erneut schlug ich um mich und brachte einige von ihnen um. Doch andere drängten nach, umschwirrten mich zu Dutzenden, und ich gebe zu, daß ich es mit der Angst bekam. Die Verstrebung, auf der ich kniete, war nicht sehr breit, und den Sturz aus fünf Metern Höhe würde ich kaum überleben. Immer heftiger schwang ich die Schaufel und hörte das laute Klatschen, wenn sie auf die Taubenleiber traf. Der Alte kam näher. Im Gegensatz zu mir stand er aufrecht da und begann einen merkwürdigen Gesang, eine Art Klagelied. Es kam mir vor, als würde er die Tauben beschwören, sie beruhigen und zum Bleiben bewegen. Das Erstaunliche war, daß er damit in kürzester Zeit Erfolg hatte. Die Tauben umkreisten noch immer die Baumkrone und gurten aufgeregt, aber fast hatte es den Anschein, als würden sie ihm eine Frist gewähren. Der Alte stand da, die Arme nach vorne gestreckt, die Hände geöffnet und sein melancholisches Lied fortsetzend. Ein Prediger, der sich der Huren und Leprakranken annahm. Der Tauben, in diesem Fall. Unterdessen war ein weiterer der Brüder nach oben geklettert und brachte grobe Leinendecken. Die beiden Alten flickten damit, so gut es ging, die Löcher im Dach. Ich war wie gelähmt. Ich wagte nicht, die Schaufel, meine Waffe, aus der Hand zu legen, obwohl die Tauben mich zunehmend ignorierten. Es war der Taubenprediger, der mich erlöste. Behutsam entwand er mir die Schaufel und reichte mir die Hand.

»Okay«, sagte er. »Okay.«

Am meisten erstaunte mich, daß meine Samariter mich ohne Worte verstanden. Ich mußte nichts erklären. Sie erkannten meine Not und halfen mir – vermutlich mehr, als ihnen bewußt war. Sie gaben mir mein Leben zurück, und in gewisser Weise auch meine Vergangenheit. Der Blick des Alten, als er mir die Hand reichte, sprach Bände. Natürlich wußte er nichts von meinem Vater, doch er nahm mir meine ungezügelte Wut, die ich schon beim bloßen Anblick von Tauben empfunden hatte. An jenem Abend legte sich mein großer Zorn, mein fanatischer Haß. Wann immer ich heute Tauben sehe, denke ich an den Alten und sein geheimnisvolles Lied, das sie in seinen Bann zog. Wir verbrachten nur wenige Minuten da oben im Gebälk, es war kaum mehr als eine Fußnote meiner Odyssee. Dennoch hat mich dieses Erlebnis verändert, weil es mich im Herzen berührte. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil diese Minuten gleichermaßen absonderlich waren und geheimnisvoll.

Als Pervez mich ausfindig machte, hatte ich meinen Frieden gefunden. Er betrat das Gehöft, und ich wässerte das Gurkenbeet. Pervez war erstaunt, daß ich mich, ein flüchtiger Terrorist, mit Gurken befaßte. Ich sah darin keinen Widerspruch, im Gegenteil. Es half mir, das innere Gleichgewicht wiederzufinden. Abgesehen davon spielte auch das Salonorchester der *Titanic* bis zum Untergang. Je mehr ich Pervez mit meiner Alltagsphilosophie belästigte, um so ungehaltener wurde er.

»Wir haben ein paar Dinge zu klären«, sagte er. »In deinem ureigenen Interesse, mein Freund.«

Die barmherzigen Samariter gesellten sich zu uns, und Pervez stellte sich vor. Zunächst einmal bat er um Verzeihung, daß er das Gehöft einfach betreten habe, ohne um Erlaubnis nachzusuchen. Aber der Anblick des lange vermißten Freundes

habe ihn die guten Sitten einen Moment vergessen lassen, dafür entschuldigte er sich aufrichtig.

Tatsächlich hatte Benazir ihn in der Redaktion aufgesucht und ihm mitgeteilt, wo ich zu finden war. Pervez sei, ebenso wie Jennifer, die er über vertrauenswürdige Mittelsmänner in Kabul informiert habe, sehr besorgt gewesen. Andererseits wußten sie nun, daß ich in guten Händen war und nicht in Lebensgefahr schwebte. Gemeinsam hätten sie beschlossen, die Zeit für mich arbeiten zu lassen. Meine Spuren seien von den Sicherheitskräften bis zum Busbahnhof von Peshawar verfolgt worden, dort habe man sie schließlich verloren. In meinem afghanischen Flüchtlingslager hätten die Soldaten eine Reihe von Hütten zerstört und mehrere Frauen verhaftet, aber mittlerweile seien sie wieder frei. Jonathan Kramer habe Jennifer gegenüber eingeräumt, daß sein Versuch, über CNN eine Fährte in Richtung Karl Wiedemann zu legen, im großen und ganzen als gescheitert anzusehen sei. Dafür gebe es keinen wirklichen Grund, die ersten Reaktionen seien durchaus vielversprechend gewesen, doch die erhoffte größere Kampagne sei bedauerlicherweise ausgeblieben. Eine gewisse Müdigkeit in Sachen Terror, die Lage im Irak und anderswo – letztendlich sei der Fall Horenburg kein Verkaufsschlager über den Tag hinaus gewesen.

Gut zu wissen, dachte ich. Aber, so fuhr Pervez fort, ich dürfe mich deswegen nicht in Sicherheit wiegen, ganz und gar nicht. Die CNN-Geschichte sei für die Geheimdienste eine Provokation gewesen, was ihre Entschlossenheit, mich auszuschalten, noch gesteigert haben dürfte. Andererseits hätten sie keine Ahnung, wo ich mich gegenwärtig aufhielte. Und das wiederum sei ein entscheidender Vorteil für mich.

Pervez und ich standen noch immer neben dem Gurkenbeet, und mir wurde endlich klar, daß die innere Distanz, die Pervez zu mir hielt, auf mich zurückzuführen war. Er hatte viel für

mich riskiert, aber ich stand da wie eine Vogelscheuche und rührte mich nicht.

»Entschuldige, Pervez. Ich habe harte Wochen hinter mir. Es tut mir leid.«

Wir nahmen uns in die Arme. »Wir haben uns wirklich große Sorgen um dich gemacht.«

»Ich weiß. Es tut mir leid. Ich hatte gehofft, daß du mich findest.«

»Jennifer wollte auch kommen, aber das habe ich ihr ausgeredet. Es wäre zu gefährlich, wenn wir gemeinsam durchs Land reisen.«

»Will sie denn von mir noch was wissen?«

»Ich denke schon. Du weißt doch, Frauen wollen einen Liebesbeweis. Du hast genau das Richtige getan, als du sie angerufen hast.«

»Wenn die Armee in der Lage war, das Satellitentelefon zu orten, warum haben sie dann nicht auch herausgefunden, mit wem ich gesprochen habe?«

»Das haben sie. Jennifer wurde stundenlang von der CIA verhört. Man hat ihr sogar gedroht, sie unter Anklage zu stellen. Falls sie nicht rede. Aber Jennifer war klug, sie hat glücklicherweise die Nerven behalten. Sie sagte, sie kenne dich nur flüchtig und habe versucht, auf dich einzureden. Damit du dich der Polizei stellst. Bei der Behauptung ist sie geblieben. Am Ende hat man ihr geglaubt. In der ersten Zeit wurde sie beschattet, dann nicht mehr. Jedenfalls nicht sichtbar. Insofern war es gut, daß du längere Zeit untergetaucht bist. Das hilft, die Spuren zu verwischen.«

Ich erzählte Pervez, daß ich zum erstenmal meinen inneren Frieden gefunden hätte. Eigentlich sei ich glücklich hier, bei meinen Gurken. Ich verspürte nicht mehr diese Unruhe, die mich mein ganzes Leben begleitet hätte. Ich sei nicht länger

auf der Suche. Ich sei angekommen. Ich könnte mir durchaus vorstellen, bei meinen Samaritern zu bleiben.

Pervez nickte. »Du hast den Verstand verloren«, sagte er. »Entweder bekommt dir die Sonne nicht, oder die Kugel hat mehr getroffen, als dir lieb sein kann. Über kurz oder lang werden sie dich hier finden. Und als Gurkenkönig bist du nicht die erste Wahl. Du bist aus dem Westen, Ralf. Du bist nicht wie wir. Wenn du mit den Gurken Erfolg hast, wirst du Karotten anbauen, dann Kartoffeln, was weiß ich. Du bist viel zu ehrgeizig. Du bist nicht wie die Männer hier. Sie haben sich mit ihrem Schicksal arrangiert, danken Allah und leben heute so wie gestern und vorgestern. Für dich ist das anziehend. In diesem Augenblick. Das einfache Leben. Morgen wirst du das anders sehen. Deine barmherzigen Samariter, wie du sie nennst, kennen nichts anderes als ihre Armut. Deswegen ruhen sie in sich. Für sie macht es keinen Unterschied, ob sie ein paar Beete mehr anlegen oder nicht. Ihrer Armut entkommen sie nicht. Würden sie nicht an Gott glauben, wären sie vielleicht Revolutionäre und würden die Gutsherren und Großgrundbesitzer erschlagen. Wäre das besser? Ich weiß es nicht. Hör auf zu träumen, Ralf. Du hast allen Grund, diesen Menschen dankbar zu sein. Aber du gehörst hier nicht hin.«

Am Abend luden meine Gastgeber zu einem kleinen Abschiedsfest. Es gab gegrillte Tauben, von denen ich im Gegensatz zu Pervez nichts aß, Reis und Gemüse, ein ebenso schlichtes wie angemessenes Mahl. Pervez erzählte Geschichten von Leuten, denen er auf der Fahrt nach Sehwan begegnet sei. Dem Wanderprediger, der den Roten Königsfalken hoch im Norden fliegen sah und sich sofort auf den Weg machte, seinem Grab zu huldigen. Dem Heiligen, der sich für einen Nachkommen des Propheten Mohammed hielt

und sagte: »Gott ist das Meer, und der Mensch ist ein Tropfen darin.« Die Samariter nickten und sagten: »So ist es, Gott sei gepriesen.«

Normalerweise redete Pervez mit Unbekannten anders. Er versuchte herauszufinden, ob es gemeinsame Bekannte gab. War das der Fall, entstand schnell eine persönliche Nähe, und Pervez hatte sein Ziel erreicht, erhielt eine wichtige Information oder einen weiterführenden Hinweis für seine Recherchen. Daran war er bei meinen Samaritern nicht interessiert, und mir war klar, warum. Je weniger sie von uns wußten, um so besser war es für alle Beteiligten. Erstaunlicherweise zeigten auch die vier Brüder nicht das geringste Interesse, mehr über mich zu erfahren. Das Sprachproblem war durch Pervez gelöst, und ich hatte mir längst zurechtgelegt, was ich ihnen sagen würde. Aber sie stellten keinerlei Fragen. Alles war gut, wie es war. Nichts bedurfte einer Erklärung, gar nichts. Sie hatten mir das Leben gerettet, weil es ihnen gefiel und Gottes Wille geschah. Und ebenso selbstverständlich, wie sie sich meiner mit der größten Hingabe angenommen hatten, würden sie mir die Kehle durchschneiden, wäre ich etwa auf die Idee gekommen, ihren Frauen nachzustellen.

Ich spürte, wie ich traurig wurde. Mir blieb nur noch wenig Zeit in Pakistan. Meine letzte Station würde Karachi sein, einige Stunden Fahrzeit weiter südlich am Meer. Bald mußte ich mich von Pervez verabschieden, und es war kaum anzunehmen, daß wir uns jemals Wiedersehen würden. Jennifers Plan, den er mir ausführlich und mit viel Lob dargelegt hatte, war in der Tat ebenso raffiniert wie realistisch. Pervez redete mir ins Gewissen und betonte immer wieder, darin läge meine einzige Chance. Er hatte Sorge, ich könnte schwach werden und mich doch für die Gurken entscheiden. Pervez gab sich sehr nüchtern und sachlich, aber das war

größtenteils Fassade. Mein bester und treuester Freund war unglücklich, das sah ich. Nur hatte er sich innerlich seit längerem schon auf unsere Trennung eingestellt. Mir dagegen wurde erst jetzt bewußt, was mich erwartete.

Würden Jennifer und ich wieder zueinander finden? Ich hatte ein gutes Gefühl. Ihr wohlüberlegter, bis in alle Einzelheiten durchdachter Plan war eine geradezu sinnliche Antwort auf meinen folgenschweren Anruf. Wenn alles gut lief, würde er tatsächlich meine Haut retten.

Karachi war ein Schlag ins Gesicht. Ich hatte die letzten Wochen als Einsiedler gelebt. Und nun der Gestank nach Abgasen, Schwefel und Tod. Vor uns hatte ein Bus einen abbiegenden Mopedfahrer erfaßt, der blutüberströmt und für alle sichtbar am Straßenrand lag. Niemand schien sich daran zu stören. Die Toten auf der Straße gehörten zum Alltag. Jeden Morgen wurden sie von der Stadtreinigung aufgelesen, namenlose Opfer krimineller oder politischer Gewalt. Sobald wir anhielten, wurde unser Minibus von Bettlern umringt. Verlumpete Gestalten, debil und verschlagen. Manchmal drohten sie mit Messern, wenn sie kein Geld erhielten. Allgegenwärtig das Geknatter der dreirädrigen Moped-Rikschas, die weißgraue Abgasschwaden hinter sich herzogen und einem die Sicht nahmen. Es gab keine Poesie in dieser Stadt, nicht einmal eine Ästhetik des Schrecklichen. Alles war unmittelbar, *face value*. Karachi hieß kämpfen oder untergehen. Mehr nicht. Die Reichen in Clifton, dort, wo die Villen am Meer standen, lebten gut und sicher, hinter Mauern und Stacheldraht. Die übrigen Bewohner verteilten sich auf die Müllhalden, die Slums, die zerfallenden Häuser in der Innenstadt, wo sich die Drogensüchtigen zu Hunderten auf offener Straße einfanden, bereit zum goldenen Schuß.

Die Idee hatte Pervez. Jennifer dort zu treffen, wo niemand damit rechnen würde. Auf keinen Fall in einem Hotel. Für Ausländer kamen nur vier oder fünf Luxushotels in Frage, und die wurden gut überwacht. Clifton am Strand, auch daran hatte Pervez gedacht, doch eine Ausländerin mit einem Mann, der

auf den ersten Blick aussah wie ein Einheimischer – das war riskant.

Nein, Pervez hatte seine guten Kontakte bemüht, und wir fuhren ins städtische Krankenhaus, ein heruntergekommenes Dreckloch mit Ratten auf den Korridoren, aber garantiert ohne Sicherheitskontrollen und Geheimdienste.

Jennifer erwartete mich in einem Ärztezimmer, in dem wahllos zerschlissene Ledersessel und alte Möbel aus Mahagoni standen, offenbar noch Relikte aus britischer Zeit. Das rotbräunliche Ensemble, ergänzt um einige Vitrinen, in denen mißgebildete Föten und innere Organe ausgestellt waren, eingelegt in eine gelblich-trübe Flüssigkeit, schuf eine eigenartige Atmosphäre. Wie in einem Underground-Film oder einer extravaganten Lifestyle-Bar in London oder Berlin. Und Jennifer fügte sich nahtlos in dieses Ambiente ein. Sie saß auf einem Drehstuhl mit dem Rücken zum Eingang. Pervez lieferte mich gewissermaßen ab und stellte sich draußen vor die Tür, »damit euch niemand stört«. Langsam drehte sich Jennifer zu mir um und musterte mich mit demselben forschenden, offenen Blick wie bei unserer ersten Begegnung.

»Sie haben Probleme?« fragte Jennifer. In ihrer Stimme lag Erotik und Versprechen. Sie wollte spielen? Das konnte sie haben.

»Ja, Frau Doktor. Ich muß gestehen, daß ich pervers bin. Ich kann nicht mehr leben ohne Abenteuerurlaub und großherzige Amerikanerinnen.«

»Und was genau machen Sie mit diesen Amerikanerinnen?«

»Ich versuche, sie zu verführen und ihnen ein aufregendes Leben an der Seite eines wilden Gurkenzüchters zu bieten.«

»Wild heißt was genau?«

»Tabulos.«

»Überall? Selbst in einem Krankenhaus?«

»Ich liebe den Duft von Desinfektionsmitteln. Er verwischt alle Spuren, selbst auf Mahagoni.«

»Sind Sie Privatpatient?«

»Ich hoffe doch, bevorzugt behandelt zu werden.«

Während wir redeten, waren wir langsam aufeinander zugegangen, Schritt um Schritt. Wir beide genossen diesen Auftritt, es war unglaublich erregend. So entspannt hatte ich mir unser Wiedersehen nicht vorgestellt. Ich hatte befürchtet, es könnte bleischwer enden, in irgendeiner Art von Problemgespräch. Jennifer war einfach wunderbar. Sie schenkte uns einen Augenblick der Leichtigkeit, bevor wir uns wieder der Realität stellen mußten.

»Was halten Sie von Apparatemedizin?«

»Nun, was Ihre Apparate angeht, sehr viel. Sie verhelfen mir aufrichtig zu Standfestigkeit, gnädige Frau.«

»Zahlen Sie bar oder mit Karte?«

»Ich würde sagen in Naturalien.«

Wir ließen uns in einen Sessel fallen und liebten uns gierig und leidenschaftlich. Ich kann nicht behaupten, daß wir uns viel Zeit ließen. Würde man uns erwischen, hätten wir einiges zu erklären. Anschließend brachten wir unsere Kleidung in Ordnung und versuchten, seriös zu wirken. Als hätten wir uns über in Spiritus eingelegte Gehirne ausgetauscht.

»Jennifer?«

»Mmh?«

»Ich liebe dich.«

»Gut, reden wir über Gefühle. Ich nehme an, Pervez hat dir alles erzählt. Was deine Reise betrifft.«

Ich nickte.

»Es ist alles vorbereitet, auch in Amerika. Ich glaube nicht, daß noch etwas schiefgeht. Meine innere Stimme sagt mir, daß du es schaffen wirst.«

»Und was ist mit dir? Mit uns?«

»Du weißt, daß ich dich liebe. Ich bleibe bei dem, was ich dir geschrieben habe. Aber ich mache dir einen Vorschlag.«

»Nämlich?«

»Du fährst in die USA, wie geplant. Dort wirst du dich die ersten Monate allein beschäftigen müssen. Ich bleibe noch mindestens ein halbes Jahr in Kabul. Das gibt mir Zeit, über uns nachzudenken. Außerdem wäre es unklug, jetzt schon wegzugehen. Damit würde ich möglicherweise Verdacht erregen. Ich glaube nicht, daß ich noch beschattet werde, aber man kann nie wissen. Du wirst mich auf keinen Fall anrufen oder mir schreiben. Alle Kontakte laufen über Jonathan Kramer und Pervez.«

»Bist du sicher, daß Kramer zu uns hält?«

»Absolut. Er hat ein schlechtes Gewissen und glaubt, mir etwas schuldig zu sein.«

»Gut. Und irgendwann leben wir zusammen und sind glücklich?«

»Das hängt von dir ab, Ralf. Ich meine Marius. Ich vertraue meinen Gefühlen. Wenn sie mir sagen: Okay, er ist keine verschlossene Auster mehr, dann...«

»Bist du dabei?«

»Ich denke schon.«

Sie nahm mich in die Arme und küßte mich. »Paß gut auf dich auf, Marius«, sagte sie. Dann rief sie Pervez herein.

»Hallo, ihr beiden«, sagte er grinsend, »habe ich euch gut unterhalten?«

Auf der Kaimauer kamen Pervez und mir Kamele entgegen. Es waren Hunderte, die in einem endlosen Defilee an uns vorüberzogen. Zu beiden Seiten wurden sie von Männern begleitet, die in der Luft Peitschen knallen ließen oder damit auf die Tiere einschlugen. Stoisch und stolz schritten die

Kamele dahin, ohne ihre Umgebung auch nur eines Blickes zu würdigen. Die Schiffe nicht, die Hafenarbeiter nicht, die stählernen Trossen der Kaianlage nicht.

Der Hafen von Karachi ist wie die übrige Stadt ein Dschungel, der allein das Gesetz des Stärkeren kennt. Jeder Erwerbszweig, der auch nur entfernt Einkommen und Einfluß verspricht, und sei es die Abfallbeseitigung, liegt in Händen einzelner Clans, maföser Banden. Alles regelt sich über persönliche Kontakte und Bestechung. Wer nicht die richtigen Leute kennt oder kein Geld besitzt, existiert nicht. Mir kamen diese Verhältnisse zugute. Sie erlaubten mir, spurlos zu verschwinden. Alles war eine Frage des Preises. Niemand hatte mich je gesehen.

Ich wollte über den Flughafen ausreisen, aber Pervez hielt das für zu gefährlich. In den Tagen und Wochen zuvor waren zahlreiche Vertraute von Abu Musa Handani in Karachi verhaftet worden, darunter auch Leute, die wir aus seiner Höhle kannten. Wer weiß, was sie den Sicherheitskräften erzählt hatten. Vielleicht auch die Geschichte mit meinem französischen Paß.

Weit hinter den letzten Ozeanriesen gelangten wir endlich zu der Kaimauer, an der die hölzernen Dhaus anlegten, bauchige Segelschiffe mit einem Mast, die zwischen Karachi und den Golfstaaten oder Afrika verkehrten, Handelsschiffe wie chinesische Dschunken. Nußschalen auf dem Meer, beladen mit Tee, Milchpulver, Mehl, Trockenfisch, Radios, Fernsehgeräten. Mit Kinderspielzeug und Haushaltswaren, überwiegend aus Plastik. Mit Kisten, Fässern, Säcken, manchmal ganzen Autos, die mit einfachen Kränen und Muskelkraft an Bord gehievt wurden. Entlang des Kais herrschte ein lebhaftes Treiben. In ungelenker arabischer Schrift standen die Fahrtziele auf hölzernen Schildern: Mogadischu, Mombasa, Kuweit, Muscat, Dubai. Sagenhafte

Matronen aus Sudan oder Somalia standen einfach da, mitten im Weg, mit Hintern, groß wie Melonen, sie zeterten und klagten, und man ließ sie, weil sie jeden Widerständigen mit Blicken töteten. Waren sie gestrandet, hatten sie ihr Schiff verpaßt?

Die Nachmittagssonne tauchte die Kulisse am Kai in ein mildes, pastellfarbenes Licht. Vor einer Dhau, auf die Pervez zeigte, saßen mehrere Männer und tranken Tee. Auf ihren Gesichtern vertieften sich Poren zu Kratern, verliefen dunkle Linien und Risse, zeigten sich Reste von Bärten, mit scharfen Messern beseitigt, unter einer Lippe hing getrocknetes Blut. Ein böses Stilleben aus Licht und Schatten, das den Männern doch Würde verlieh, einen klaglosen Gleichmut verriet.

Pervez stellte mich vor. Marius de Beer, Ethnologie aus Frankreich. »Der wissen will, was jeden Tag passiert, wenn ihr unterwegs seid«, setzte er erklärend hinzu, und die Männer nickten. Sie erhoben sich und reichten mir die Hand. »Willkommen«, sagten sie. »Herzlich willkommen.«

Sie hätten mich schon erwartet. Ich könnte mich gerne unter Deck umsehen und mir einen ersten Eindruck verschaffen.

»Ich hoffe, du hast kein Kreuzfahrtschiff erwartet«, sagte Pervez, als wir ins Unterdeck hinabstiegen. Es war angefüllt mit Holzkisten und Säcken. In kleineren Zwischenräumen waren Hängematten befestigt. Nur ein einziges Bullauge sorgte für Tageslicht. Dort befand sich eine kleine Kombüse, in der ein pechschwarzer Mann schlief, der Koch aus dem Jemen. Die zwölf Besatzungsmitglieder waren zur Hälfte Pakistanis und Araber, so daß ich mich verständigen konnte.

»Pervez, was soll ich sagen. Danke wäre wohl etwas untertrieben. Ich verdanke dir mein Leben.«

»Noch bist du nicht in Amerika.« Pervez war grundsätzlich verlegen, wenn man ihn lobte oder über Gefühle sprach.

»Danke für alles, was du getan hast.«

»Okay. Übermorgen bist du in Dubai. Das Flugticket ist für dich hinterlegt. Ebenso ein Koffer mit westlicher Kleidung. Und vergiß nicht: Du bist Franzose und heißt Marius de Beer.«

Ich hasse Abschiede. Wir nahmen uns in die Arme und weinten. Ich finde es peinlich, wenn Männer weinen. So wurde ich erzogen, wie wir alle. Aber ich weinte hemmungslos, auch Pervez. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß wir uns jemals Wiedersehen würden. Ich dachte an Jennifer und versuchte, meiner letzten Begegnung mit Pervez eine ähnliche Leichtigkeit zu geben, wie ihr das mit mir gelungen war.

»Sag mal, was macht eigentlich deine Kollegin? Bist du immer noch in sie verliebt?«

Pervez wischte sich die Tränen aus den Augen. »Habe ich dir das nicht erzählt? Jennifer hat alles arrangiert. Sie hat von ihrem Arbeitgeber Geld bekommen, um in Peshawar eine Familienberatung einzurichten. Ich bin der Geschäftsführer und durfte eine Vorsitzende bestimmen.«

»Deine Kollegin.«

»Erst war sie zurückhaltend, dann hat sie sich von Jennifer überzeugen lassen. Wir sitzen jetzt täglich an einem Schreibtisch, jedenfalls am Nachmittag. Vormittags arbeiten wir weiter als Journalisten.«

»Das ist ja romantisch.«

»Jennifer hat ihr zu verstehen gegeben, daß eine Ehe mit mir die Glaubwürdigkeit der Familienberatung deutlich erhöhen würde.«

»Sehr richtig. Sieht das deine Kollegin auch so?«

»Sie fängt an, darüber nachzudenken.«

Wir mußten beide lachen und nahmen uns ein letztes Mal in die Arme.

Ich sah Pervez nach, wie er langsam den Kai entlangging. Einmal drehte er sich noch um und winkte.

Er fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare und tauchte ein in die unscharfe Silhouette der Menschenmenge, bis ich ihn schließlich aus den Augen verlor.

Ich ging zu Fuß über die Grenze, wie viele andere auch. Einheimische, Touristen, Pendler. Ich war nervös, ließ mir aber nichts anmerken. Die Beamten kontrollierten mein Rückflugticket nach Europa und vergewisserten sich, daß ich über genügend Geld verfügte. Sollten meine Daten in einen Computer eingegeben worden sein, ergab sich aus der Nachfrage jedenfalls kein Verdacht. Ich nahm einen Bus in die Innenstadt von El Paso in Texas und ließ Mexiko hinter mir. Ich lief durch die Straßen und suchte einen Gebrauchtwagenhändler. In der Arizona Avenue wurde ich fündig und kaufte einen älteren Buick für dreihundert Dollar. Der Verkäufer war ein verschlagener und schmieriger Typ, hinter dessen Visage Gewalt und Perversion lauerten. Seine Dummlichkeit und kaum verhüllte Aggressivität erinnerten mich an den Revolverhelden, der mich in Sehwan niedergeschossen hatte. Ich habe den Wagen nur deswegen bei ihm gekauft, weil er keinen Führerschein verlangte. Er wollte lediglich meinen Namen wissen, den er in die Fahrzeugpapiere eintrug.

Jennifer hielt es für besser, daß ich mir ein Auto kaufte, obwohl Marius de Beer keinen Führerschein besaß. Im Rahmen der Terrorbekämpfung kontrollierte die Polizei verstärkt die Züge und Überlandbusse, was ein gewisses Risiko bedeutete. Ich fuhr zunächst auf dem Interstate Highway Ten nach Osten, Richtung San Antonio, bog dann aber auf eine Landstraße in Richtung Norden ab. Ich wollte die endlose Weite des Landes genießen, Zeit hatte ich genug. Ich fuhr durch Orte, die Eldorado hießen, Big Spring oder

Sweetwater, und näherte mich dem Llano Estacado, einer in der Hitze flirrenden, unwirtlichen Wüste, in der früher zahlreiche Siedlertrecks elendig zu Tode gekommen waren, wie auf einem historischen Hinweisschild stand. Jeder hat diese Bilder schon einmal gesehen: die einsame Straße, die wie ein schwarzes Band durch eine rötlichbraune Wüstenlandschaft führt, zu beiden Seiten begrenzt von bizarren Felsformationen oder majestätisch aufragenden Tafelbergen. Ich kam mir vor wie der Marlboro-Mann. Ich hörte Country-Musik, den Sound der Kleinbürger und Spießer, und wünschte, ich wäre wie sie. An nichts mehr denken, die Welt klar geordnet, da draußen irgendwo die Feinde Amerikas, die es zu bekämpfen galt. Und sei es in Ländern, von denen in dieser Gegend kaum jemand wußte, wo genau sie eigentlich lagen.

Ich fuhr und träumte, trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad, summte die Melodien mit, die sich wie ein klebriger Brei auf die Seele legten. Ich fühlte mich gut. Ich fühlte mich frei. Endlich weites, unbegrenztes Land, keine Hütten mehr, in denen ich hausen mußte, keine Menschenmassen wie in Sehwan oder im Busbahnhof von Peshawar, in denen ich unterzugehen drohte. Ich war zufrieden, ich war glücklich. Ja, glücklich. Es war doch absurd: Ralf Horenburg, ein weltweit gesuchter Terrorist, reiste als Marius de Beer unbeschwert durch Texas!

Das hatte Stil und zeugte von Poesie. Das würde ihnen einen Stich ins Herz versetzen, sollten sie mich jemals fassen. Das ganze Gerede von Sicherheit, die Milliarden, die dafür ausgegeben wurden, und ich ging zu Fuß über die Grenze, mein original gefälschter französischer Reisepaß mit einem fälschungssicheren amerikanischen Stempel versehen. So lobte ich mir die Welt, die mich zwang, ein neues Leben zu führen. Ralf Horenburg war tot, das wußte ich. Er würde nicht wiederauferstehen. Aus und vorbei. Marius de Beer aber hatte

sein Leben noch vor sich. Meine lange gehegte Neigung, gegen mein Schicksal aufzubegehen, Widerstand zu leisten, war spätestens mit der Ankunft in Dubai verflogen. Es wäre ein aussichtsloser Kampf gewesen, und ich war entschlossen, in meiner neuen Heimat nicht aufzufallen. Kein sinnloses Geschwätz über Politik, keine öffentlichen Auftritte. Statt dessen ein Leben am Rande, in einer Nische fernab jeder Metropole.

Mein hellblauer Buick war das einzige Fahrzeug weit und breit, ich dachte an alles mögliche, nur nicht an die Geschwindigkeitsbegrenzung. Doch inmitten dieses weitläufigen Nichts lauerte tatsächlich ein Streifenwagen der Polizei hinter einer prachtvollen Ansammlung von mannshohen Kakteen, die mir beim Vorbeifahren als besonders beeindruckend aufgefallen war. Es kam, wie es kommen mußte. Die Sirene, die Verfolgung, beide Wagen hielten. Die Polizisten stiegen aus, einer sicherte das Gelände, der andere verlangte Führerschein, Ausweis und Fahrzeugpapiere. Ich gab vor, meinen Führerschein verzweifelt zu suchen, räumte ein, ihn wohl verloren zu haben. Müdes Kaugummigrinsen der Cops, aussteigen und Leibesvisitation, Beine breit am Fahrzeug, Körper abgesucht auf Waffen. Delinquent harmlos, Kofferraum öffnen, ebenfalls keine Drogen oder Sprengsätze, Tourist und Froschfresser, aber wohl nicht gemeingefährlich.

»Sie sind achtzig Meilen gefahren. Sie dürfen aber nur fünfundfünfzig.«

»Das tut mir leid.«

»Und Sie fahren ohne Führerschein.«

»Ich weiß nicht, wo ich ihn gelassen habe.«

»Wir geben Ihnen Zeit, darüber nachzudenken.« Sie nahmen mir Paß und Papiere ab. Ich mußte ihnen zum Sheriff nach Muleshoe folgen, einem Ort, der aus einer Straßenkreuzung

bestand, einer Tankstelle, ein paar Häusern sowie der Polizeistation. Wir legten etwa hundert Meilen zurück, was kein gutes Omen war. So viel Aufwand wollte gerechtfertigt sein. Ich mußte Platz nehmen vor einem gewaltigen Schreibtisch. Dahinter zwängte kurz darauf Bob Willhard seine rund einhundertfünfzig Kilo Lebendgewicht auf einen knarrenden, ächzenden Bürostuhl. Als ich Bob sah, schöpfte ich Hoffnung. Wir würden uns einigen, das spürte ich.

»Verstehen Sie unsere Sprache?« fragte er mich. »Ja, Sir.«

»Ich bin der Sheriff und Friedensrichter in Muleshoe. Ich empfehle Ihnen, mich nicht für dumm zu verkaufen.«

»Das würde ich mir nicht erlauben, Sir.«

»Meine Beamten sagen, daß Sie zu schnell gefahren sind.«

»Ich fürchte, ich bin in der Tat zu schnell gefahren, Sir.«

»Achtzig Meilen. Das ist verdammt schnell, Mister de Beer.«

»Ja, wissen Sie – in Europa sind wir das so gewohnt, Sir.«

»Wir sind hier nicht in Europa. Das hier ist Texas.«

»O ja, Sir. Es war immer mein Traum, einmal in Texas zu sein.«

»Warum? Was gefällt Ihnen nicht an Frankreich?«

»Es ist nicht Texas.«

»Reden Sie keinen Blödsinn. Geben Sie zu, daß Sie gegen die Gesetze verstoßen haben?«

»Das habe ich wohl, Sir. Ohne es zu wollen. Es ist passiert, und auf einmal waren die Gentlemen hinter mir her. Aber ich bin froh, daß wir die Sache jetzt klären können. Ich werde künftig aufpassen und die Gesetze achten, Sir.«

»Da Sie Ihre Schuld einräumen, verhänge ich die Mindeststrafe von zweihundert Dollar.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

»Wo haben Sie Ihren Führerschein gelassen?«

»Ich weiß nicht, Sir. Ich muß ihn verloren haben.«

»Ich mag Frankreich. Ich war in Paris und in der Normandie.«

»Da war ich auch, Sir.«

»Mein Vater war beim D-Day dabei. Omaha Beach. Und er hat es überlebt.«

»Gott sei Dank, Sir. Mein Vater war auch in der Normandie.«

»De Gaulle? Freies Frankreich?«

»Rommel. Bei den Deutschen.«

»Kriegsgefangener?«

»Kann man wohl sagen.«

»Ich verstehe das nicht. Wir haben euch damals befreit. Heute werden wir angegriffen, und was macht ihr?«

»Ich weiß, was Sie meinen, Sir. Aber Sie wissen doch, wie das ist. Die in der Regierung machen irgendwas, und wir müssen den Kopf hinhalten.«

»Verdammtd richtig. Es ist immer dasselbe.«

Der Sheriff schob seinen Cowboyhut leicht nach hinten und kratzte sich an der Stirn. Er war leicht zu durchschauen, gemessen an Leuten wie Karl Wiedemann und seinen Helfern. Er wollte Respekt, Liebe und Anerkennung. Wie wir alle, in wechselnder Reihenfolge. Aber nur wenige zeigten dabei so offen das traurige Gesicht eines Riesenbabys wie Bob Willhard, der nicht wahrhaben mochte, daß dieser Flecken Muleshoe die Endstation war. Mit Fünfzig keine Illusionen mehr zu haben, das stelle ich mir schlimmer vor als den Tod. Andererseits waren Leute seines Schlagens gefährlich. Würde ich ihm das Gefühl geben, ich hielte ihn für einen unterbelichteten Vielfraß, hätte er alle Macht der Welt, mich fertigzumachen. Sollte er jemals erfahren, daß er einen Staatsfeind vor sich gehabt hatte und die letzte große Chance seines Lebens verpaßte, Karriere zu machen – ich bin mir sicher, Bob würde einem Herzinfarkt erliegen.

Aber Bob hatte einen guten Tag. Er gab mir die Adresse einer Polizeistation in Amarillo, wo ich ohne viel Aufhebens einen amerikanischen Führerschein erhalten würde. Und seine Visitenkarte, falls ich »irgendwo im Südwesten« Schwierigkeiten bekäme. Unwillkürlich dachte ich, wie nett normale Menschen doch sind.

Ich war gewohnt, alle paar Jahre alles über den Haufen zu werfen. Schon immer bestand darin meine Vorstellung von einem glücklichen Leben. Vermutlich bin ich auch deswegen nicht an meiner Lage verzweifelt. Gleichzeitig bin ich ruhiger geworden. Es zieht mich nicht mehr in die Fremde, und ich habe nicht länger das Gefühl, mir oder anderen irgend etwas beweisen zu müssen. Die Dinge sind, wie sie sind, und ich habe nicht den Anspruch, sie ändern zu wollen. Viel lieber genieße ich das Glück auf der Wiese. Vor unserem Haus liegt eine große, freie Rasenfläche, die ich von Zeit zu Zeit mit einer Sense mähe. Für mich ist es eine Art Meditation. Wir blicken auf den Pazifik, leben in einer kleinen Gemeinde an der Westküste, die Berge sind nicht weit, und die nächsten Nachbarn leben zwei Meilen entfernt. Die Landschaft erinnert mich an die norwegische Fjordküste, nur reichen die Berge nicht unmittelbar ans Meer. Wir wohnen in einem typischen amerikanischen Haus mit Fliegengittern an Fenstern und Türen, einer Veranda mit Schaukelstuhl und einem Kamin, den wir im Winter regelmäßig nutzen. Die Außenwände sind holzverkleidet, rostrot mit weißen Fensterrahmen, was ich als warm und anziehend empfinde. Manchmal sitze ich auf der Wiese und sehe erst auf das Meer, dann auf unser Zuhause und die Kiefern und Tannen, die unser Grundstück auf der anderen Seite begrenzen. Ich mag es, Bäume zu fällen und Holzscheite in einer Größe zu hauen, die sich am besten für den Kamin eignet.

Wenn ich auf der Wiese sitze, denke ich an nichts. Ich fühle mich unbeschwert und frei. Ich kann minutenlang mit den

Augen einem Schmetterling folgen oder das Gras beobachten, wie es sich im Winde wiegt. Manchmal allerdings fühle ich mich zum Nichtstun verdammt, dann gehe ich in die Stadt einkaufen oder rede mit den Nachbarn über Gott und die Welt. Unsere Nachbarin Leslie, eine fünfundsechzigjährige, resolute Witwe, die ihren Mann in Vietnam verlor und ihren Sohn im Irak, erzählte mir kürzlich eine Viertelstunde lang, wie sie die Gardinen abgenommen, sie gewaschen und anschließend wieder aufgehängt habe, nachdem sie hinlänglich getrocknet waren. Es kam mir vor wie die Geschichte ihres Lebens, bereinigt von den großen Tragödien. Ich mag Leslie, ich mag die Menschen in meiner Umgebung, für die ich gelegentlich kleinere Arbeiten übernehme oder Besorgungen mache. Ich habe bei der Geburt von Fohlen und Kälbern geholfen, und ich habe mich zum Elektriker ausbilden lassen. Ich will Geld verdienen und mich nützlich machen. Meine Gleichung ist recht einfach. Je mehr Freunde ich habe, um so weniger Mißtrauen errege ich. Schwierigkeiten, mich meiner neuen Umgebung anzupassen, hatte ich nicht. Menschen sind überall gleich, ob in Afghanistan oder in Amerika. Es gibt solche, die verstehen, und solche, die zerstören.

Ich versuche, mein Leben unter Kontrolle zu halten, es haushälterisch zu verwalten. Keine Experimente. Manchmal lese ich im Internet Zeitungen aus Deutschland, aber im Grunde ist das alles Vergangenheit. Viel öfter lese ich die Artikel von Pervez in der *Frontier Post* aus Peshawar, aber nur dann, wenn ich gute Laune habe und mich nicht einsam fühle. Pervez fehlt mir sehr. Ein kleineres Problem hatte ich lediglich mit meinem Namen, Marius de Beer. Kaum jemand konnte ihn richtig aussprechen, die meisten hielten mich für einen Säufer. *Married the beer* hieß es dann. Jetzt nenne ich mich Michael Bear. Auf den Namen habe ich mittlerweile einen Führerschein und sogar eine Sozialversicherungsnummer.

Jennifer ist im siebten Monat schwanger. Sie ist nach ihrer Rückkehr aus Kabul und einer Übergangszeit in Washington zu mir gezogen. Ich sei ein anderer Mensch geworden, sagt sie, offener und den Menschen zugewandter. Keine verschlossene Auster mehr. Das stimmt wohl auch. Es ist gut, nicht mehr auf der Flucht zu sein. Ich liebe Jennifer, und ich freue mich auf die Zwillinge. Wir erwarten tatsächlich zwei Jungen. Manchmal denke ich, wir sollten sie George und Osama nennen.

»Glück ist, ein Stück Schnur zu haben, an dem die Dinge von selbst hängen bleiben.« Der Satz stammt von Virginia Woolf, aus ihrem Tagebuch vom 20. April 1925. Ich bin ein glücklicher Mensch, und ich freue mich über jeden Tag, den Jennifer und ich mit einem gemeinsamen Frühstück beginnen. Dann sitzen wir da und reden, und sie legt meine Hand auf ihren Bauch, wenn die beiden Kerlchen wieder mal mit den Beinen strampeln. Bald müßt ihr raus aus eurer wärmenden Höhle. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, weil wir euch das zumuten. Wenn ihr älter seid, werdet ihr selber sehen. Die Schönheit, die Grausamkeit, das Unrecht. Dann müßt ihr euch entscheiden. Euren Weg alleine gehen, wie wir alle.

Irgendwann, als mir das Lesen nicht mehr genügte, habe ich angefangen zu schreiben. Die Geschichte meines Lebens aufzuschreiben. Ich möchte, daß meine Kinder alles über mich erfahren. In ferner Zukunft, wenn sie ihr eigenes Leben führen. Doch nicht nur sie. Manchmal wache ich morgens auf, schweißgebadet. In meinen Träumen werde ich gejagt, verfolgt. Solche Träume werden seltener, aber sie machen mir eine unglaubliche Angst. Ich trage jetzt Verantwortung, für Jennifer und die Kinder. Sollte das Schlimmste geschehen, sollte ich gefaßt und vor Gericht gestellt werden, möge dieser

Text meine Geschichte erzählen. Ich rede bewußt nicht von Wahrheit, die gibt es nicht. Die Lüge hingegen ist allgegenwärtig. Und ich will verhindern, daß sie am Ende erneut Menschen zerstört.

Jennifer und ich sind uns einig: Allein wenn die Katastrophe eintritt, wird sie diese Aufzeichnungen als Buch veröffentlichen. Dann und nur dann. Unter keinen anderen Umständen.

Trotz allem glaube ich noch immer an die Vernunft. Geht sie verloren, triumphiert das Böse, werden wir alle von ihm aufgefressen. Wenn ich aber schweißgebadet aufwache, frage ich mich panisch: Was, wenn ich einem Irrtum erliege? Und die Vernunft unter einem Berg von Lügen begraben liegt?